Nr. 1 / 2. Januar 1935.
XXIV. Jahrgang.

Preis 35 Cts.
Erscheint Mittwochs.

Schweizer Illustrierte Zeitung

Verlag Ringier & Co. AG., Zofingen, Lausanne, Zürich

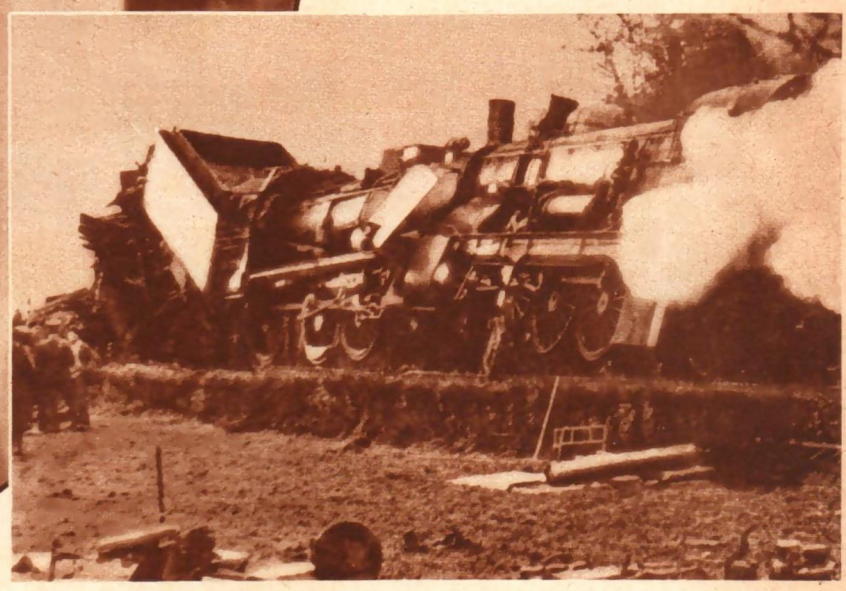
Die internationale Saarpolizei rückt ein

Dicht säumt das Volk in Saarbrücken die Straßen, um dem Vorbeimarsch der fremden Truppen beizuwohnen. Mit gemischten Gefühlen sieht es ausländisches Militär auf seinem Grund und Boden. Doch dient diese internationale Polizei ja nur zu seinem Schutz. Und auf allen lastet die Frage : «Was bringt uns der 13. Januar, der Tag der Abstimmung?» — Weitere Bilder vom Einzug der fremden Truppen ins Saargebiet auf der letzten Seite. (Phot. Central Press)

Eine Weltfirma schließt ihre Pforten

Das Jahr 1934 hat auch der größten französischen Automobilfabrik, den Citroën-Werken in Paris, übel mitgespielt. Schon im Februar begannen bei der Firma Zahlungsschwierigkeiten, die sich im Verlaufe des Jahres verschärften und nun gegen Ende Dezember die Katastrophe herbeiführten: Citroën steht vor dem Zusammenbruch. Was das bedeutet, kann man daraus ermessen, daß dadurch etwa 20 000 Arbeiter und Angestellte ihren Posten verlieren. Der Zusammenbruch der Citroën-Werke ist eine neue Wirtschaftskatastrophe für Frankreich.

In den letzten 8 Wochen wurden bereits etwa 5000 Arbeiter bei Citroën entlassen. Mit welchen Gefühlen die noch Verbleibenden den Inhalt der verteilten Traktate der Firmaleitung lesen, läßt sich denken.



Kurz vor Weihnachten noch ein Eisenbahnunglück in Deutschland.
Auf der eingleisigen Strecke Murrhardt-Backnang bei Stuttgart stieß ein Personenzug mit einem Nachtzug Stuttgart-Nürnberg zusammen. Die beiden Lokomotiven prallten mit voller Wucht aufeinander. Es gab 6 Tote und 15 Schwerverletzte. Von den Verletzten sind nachträglich im Spital noch mehrere gestorben. (New York Times)

Geschlossen! Ein Teil der Werkstätten der Autofirma, in denen schon nicht mehr gearbeitet wird. Die Hauptfabrik am Quai de Javel in Paris besteht aus einem gewaltigen lichten Hal
bau. — Kleineres Bild: Der französische Automobilkönig André Citroën, dessen Firma vor dem Zusammenbruch steht. (Photos Service Général de la P

Ein furchtbarer Brand zerstörte das große Kern-Hotel in Lansing (Michigan, USA.) bis auf die Grundmauern. Da das Feuer früh morgens ausbrach, als noch alles schlief, gestaltete sich die Rettung der Hotelgäste sehr schwierig. Von den etwa 200 Gästen fanden über 50 den Tod in den Flammen. (Phot. New York Times)

ung einer tapfern Schiffsmannschaft. Die Besatzung des deutschen Dampfers «New York» rettete unter höchster Lebens-hr die Mannschaft des untergegangenen norwegischen Schiffes «Sisto». Bei der Ankunft der «New York» in Cuxhaven den die tapfern Seeleute von Hitler empfangen, der jedem die Rettungsmedaille und eine Geldspende überreichte. — Im Vordergrund die Mannschaft der «New York», im Hintergrund die geretteten Norweger. (Phot. Scherl)

Bild rechts: Die innerpolitische Krise in Rußland ergreift immer mehr Personen, darunter auch solche mit bekannten Namen. So sollen die beiden ehemaligen Mitarbeiter Stalins, Kamenew und Sinowjew, ähnlich wie s. Z. Trotzky, aus der Sowjetunion verbannt werden. — Sie sind im Zusammenhang mit der Ermordung Kirows verhaftet worden. Rechts: Kamenew. (Phot. Keystone)

Bild rechts: Sinowjew. Er bekleidete bis zu seiner Verhaftung eine Professur an einer östlichen Universität. (Phot. Keystone)

Die Gruppe der berühmten Tänzerin Mary Wigman an den Deutschen Tanzfestspielen 1934 in Berlin. Szene aus «Die Totenklage».

Deutsche Tanzfestspiele

Am 9. Dezember begannen in Berlin die Deutschen Tanzfestspiele 1934, an denen sich die bekanntesten deutschen Tanzgruppen und Solisten mit ihren künstlerisch hervorragenden Leistungen beteiligten.

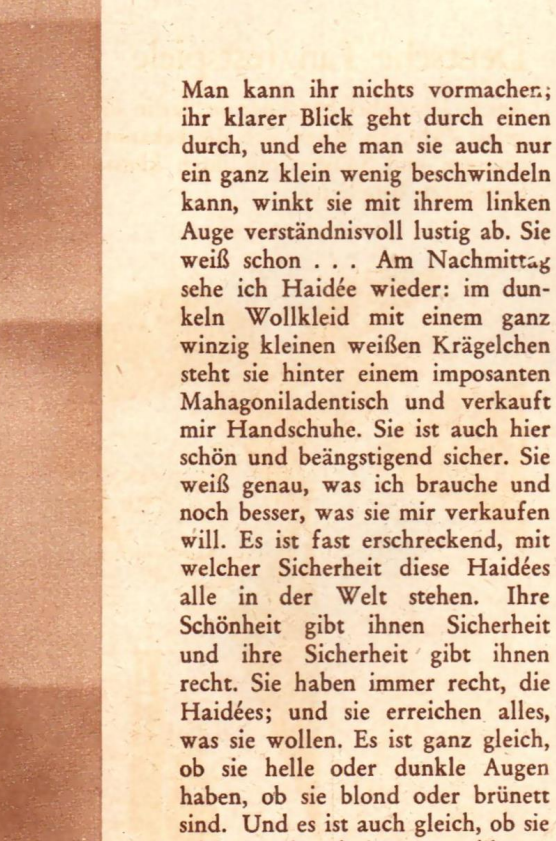
Die jüngste chinesische Aerztin Amerikas. Die 25jährige Dr. Helen Tong-Chinn studierte an der California-Universität und arbeitet jetzt in dem berühmten großen chinesischen Hospital im Chinesendistrikt von San Francisco, dem einzigen seiner Art in Amerika. (A. P.-Photo)

Eine Szene aus den Tänzen der Gruppe von Yvonne Georgi. (Photos New York Times)

Schwarzer Filz mit Seitenflügeln aus gleichem Material.
(Phot. d'Ora, Paris)

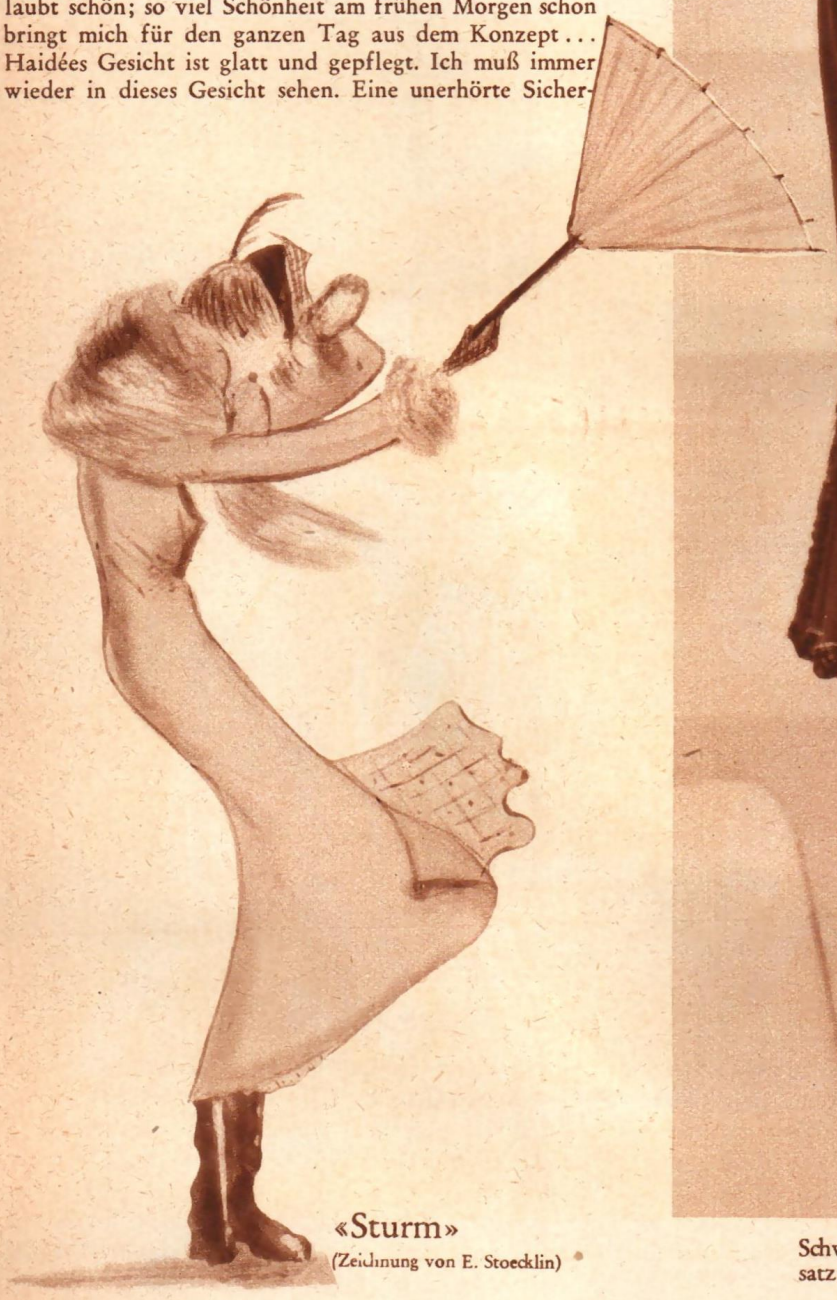
Wie Haidée"...

Seit ich Haidée kenne, treffe ich sie täglich. Sie sitzt mir am frühen Morgen in der Elektrischen gegenüber. Sie trägt ein schwarzes Samtjackenkleid mit schmalem Pelzbesatz, dazu eine schlichte Hemdbluse und auf den dunkelbraunen weichen Locken ein aufgebogenes Veloursh ütchen, dessen Reflex wie ein Heiligenschein um ihr Gesichtchen steht. Sie ist unerlaubt schön; so viel Schönheit am frühen Morgen schon bringt mich für den ganzen Tag aus dem Konzept ... Haidées Gesicht ist glatt und gepflegt. Ich muß immer wieder in dieses Gesicht sehen. Eine unerhörte Sicherheit geht davon aus. Haidée weiß, was sie will. — Und dann treffe ich sie später wieder. Um elf Uhr steht sie an der Haltestelle, wenn mein Omnibus vorfährt. Jetzt trägt sie ein weiches Tuchkostüm, grauschwarz meliert, und ein schwarzes Jägerhütchen sitzt auf ihren goldblonden, nur ganz leicht gewellten kurzen Haaren. Sie ist entzückend sauber und frisch. Und sie ist schrecklich aufgeklärt, diese Haidée.



Zum grau-schwarz melierten weichen Tuchkostüm ein kekkes schwarzes Jägerhütchen.
(Phot. d'Ora, Paris)

Schwarzes Samtjackenkleid mit schmalem Astrachanpelzbesatz; weiße Hemdblouse und aufgebogenes Veloursh ütchen.
(Phot. d'Ora, Paris)



«Sturm»
(Zeichnung von E. Stoecklin)

Man kann ihr nichts vormachen; ihr klarer Blick geht durch einen durch, und ehe man sie auch nur ein ganz klein wenig beschwindeln kann, winkt sie mit ihrem linken Auge verständnisvoll lustig ab. Sie weiß schon ... Am Nachmittag sehe ich Haidée wieder: im dunkeln Wollkleid mit einem ganz winzig kleinen weißen Krägelchen steht sie hinter einem imposanten Mahagoniladentisch und verkauft mir Handschuhe. Sie ist auch hier schön und beängstigend sicher. Sie weiß genau, was ich brauche und noch besser, was sie mir verkaufen will. Es ist fast erschreckend, mit welcher Sicherheit diese Haidées alle in der Welt stehen. Ihre Schönheit gibt ihnen Sicherheit und ihre Sicherheit gibt ihnen recht. Sie haben immer recht, die Haidées; und sie erreichen alles, was sie wollen. Es ist ganz gleich, ob sie helle oder dunkle Augen haben, ob sie blond oder brünett sind. Und es ist auch gleich, ob sie mit rundgeschnittenen, blassen Fingernägeln auf der Maschine tippen, ob sie mit dreieckig rotlackierten Handschuhe verkaufen oder ob sie mit perlmuttfarbenen Ovalen mit dir Tee trinken.

Armer Morath! Seit ich Haidée kenne, weiß ich, was du leidest. Es gibt sehr viele Haidées. Und sie alle werden siegen. Stephanus.

(Haidée ist eine zauberhafte, südamerikanische Mädchengestalt aus dem Morath-Roman von M. R. Hesse.)

Januar:
Der riesige Finanz-Skandal, den der Millionenschwindler Stavisky ausgelöst hat, erschüttert ganz Frankreich. Alexander Stavisky selbst verübt am 8. Januar in Chamonix Selbstmord.

Im Kreis:

Februar: Vom 6. bis 8. Februar toben in Paris heftige Straßenkämpfe, indirekt ausgelöst durch die politischen Folgen in der Stavisky-Affäre. Am 8. Februar versucht die erregte Menge die Deputiertenkammer, das Palais Bourbon zu stürmen und gerät in schwere Kämpfe mit der Polizei. Gaston Doumergue, der frühere Präsident der Republik, wird zur Bildung einer überparteilichen Regierung berufen.

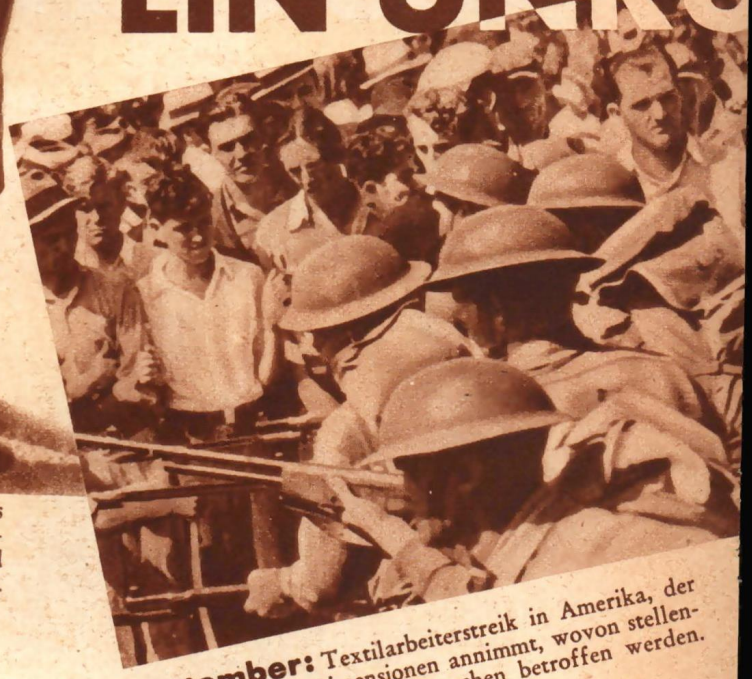
Februar: 12.—16. Februar Bürgerkrieg

19

EIN UNRU

Juli: Am 25. Juli Versuch eines Aufstandes in Wien. Bundeskanzler Dollfuß wird ermordet.

August:
Am 2. August stirbt Deutschlands Reichspräsident, General Hindenburg. Reichskanzler Hitler wird als «Reichsführer» sein Nachfolger.

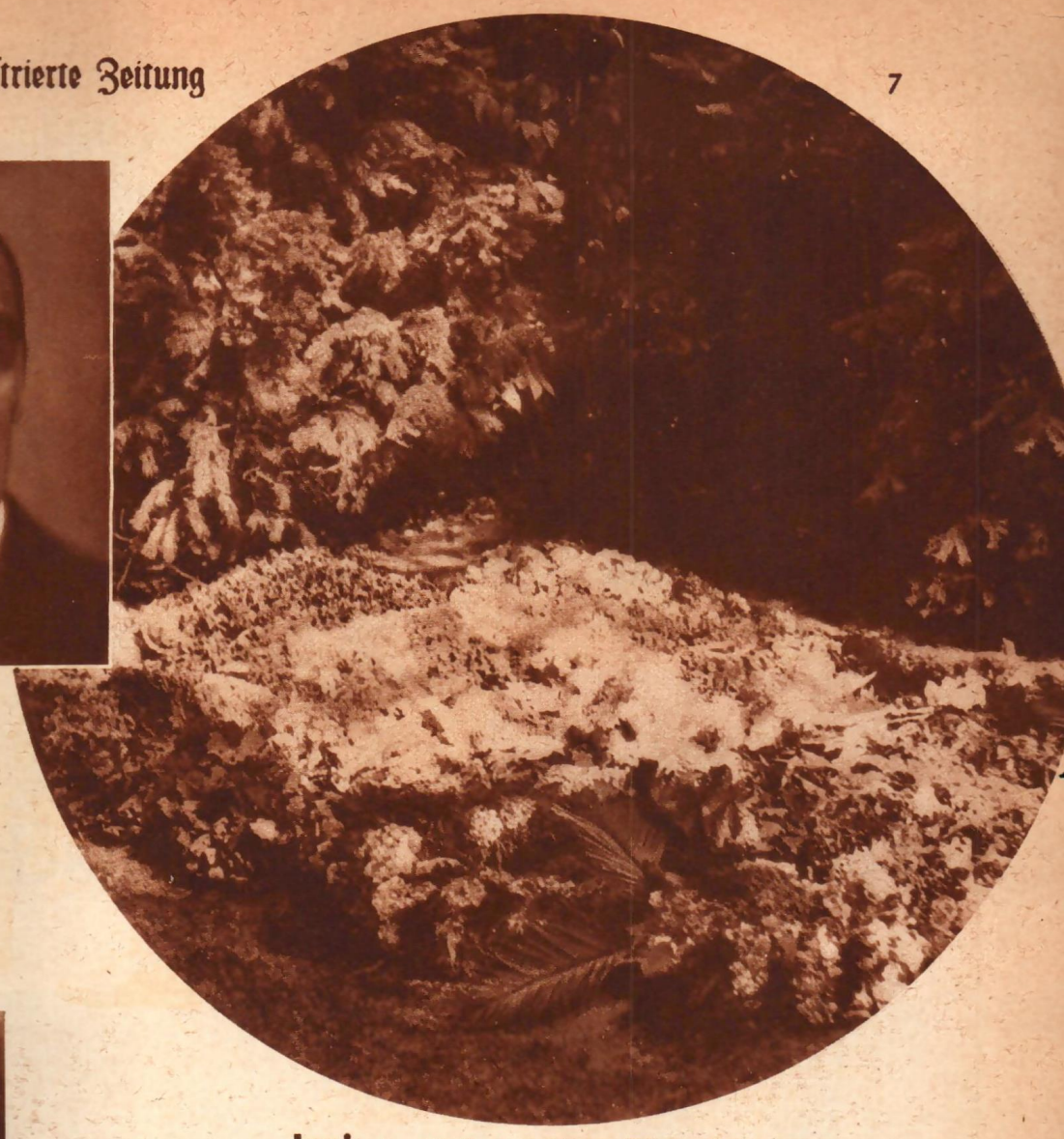


September: Textilarbeiterstreik in Amerika, der außerordentliche Dimensionen annimmt, wovon stellenweise eine halbe Million Menschen betroffen werden.

Das Jahr 1934, das sich soeben von uns empfohlen hat, trug ein wildes, zorniges Gesicht. Es war ein Jahr der Extrablätter, der sehnsüchtig erwarteten «letzten Nachrichten», der politischen und der menschlichen Sensationen, — ein Jahr, da man zu gewissen Zeiten überall da, wo zwei Menschen beisammen standen, die Ereignisse mit leidenschaftlicher Anteilnahme diskutiert hören konnte, und zwar auch von solchen Leuten, die es sonst sehr geruhsam hinnehmen, wenn irgendwo, «fern in der Türkei, die Menschen aufeinanderschlagen». Aber das ist es eben: in unserer heutigen Welt gibt es gar keine Türkei mehr, die so fern wäre, daß sie uns nichts anginge; aus jedem Königsmord kann ein neues Sarajevo werden, und eine Regierungsänderung im Lande XY vermag den Export des Landes Z gefährlich einzuschränken und damit auch die kleinsten Existenzen zu bedrohen. Nun, an Ereignissen, die uns alle angehen, war 1934 wirklich kein Mangel. Der Chronist, der sich hinter die in Zeitungsbänden zu Stoff geronnenen zwölf Monate setzt, kommt zur Feststellung, daß man [illegible] Leichtigkeit aus jedem Monat dieses Jahres, — mit Ausnahme der Frühlingsmonate April und Mai — ein weltpolitisches Ereignis höchsten Ranges herausschälen kann, ja, in den klassischen Revolutionszeiten, im Vorfrühling und im Spätherbst, drängen sich die großen Ereignisse gleich zu mehreren in denselben Zeitraum. Ein glühheißer Lufthauch weht uns aus dieser gedrängten Chronik ent-

in Oesterreich. Blutige Kämpfe in Wien und im ganzen Land.

März:
Der ganze Monat steht im Zeichen des unaufgeklärten und offenbar unaufklärbaren Mordes des mit der Untersuchung der Stavisky-Affäre betrauten Gerichtsrates Prince, der am 21. Februar auf einem Bahngeleise tot aufgefunden worden war.



Juni: Am 30. Juni werden politische Strömungen in der S. A. mit Erschießungen beanwortet.

König Albert von Belgien stürzte am 17. Februar auf einem Spaziergang in felsiger Gegend des Maastales ab und fand den Tod.

34 HIGES JAHR

Oktober: Am 9. Oktober werden König Alexander von Jugoslawien und der französische Außenminister Barthou von kroatischen Terroristen ermordet.

Oktober:
Vom 10.-13. Oktober Aufstand und Bürgerkrieg in ganz Spanien; Generalstreik; separatistische Kämpfe in Katalanien.

Dezember:
Am 2. Dezember wurde in Leningrad, dem ehemaligen Petersburg, der Sekretär des Zentralkomitees der kommunistischen Partei, Serge Mironowitsch Kirow ermordet. Die Tat hatte zahlreiche Hinrichtungen zur Folge.

gegen; viel Blut ist geflossen, viele Menschen sind unglücklich geworden, viele Gewalt, vieles anscheinend Sinnlose ist geschehen. Und es ist nur ein schwacher Trost, wenn wir dagegenhalten, daß in diesen gleichen zwölf Monaten ja auch eine Menge guter, geistiger Dinge sich ereignet haben, die bekanntlich auf viel leiseren Sohlen in die Welt kommen und vor allem nicht ganz leicht zu photographieren sind: Erfindungen wurden gemacht, welche die Menschheit weiterbringen können, einige gute Bücher wurden geschrieben, Naturgesetze gefunden und vielleicht wird dies in späteren Zeiten schwerer wiegen als alle die Geschehnisse, in denen es so viel knallte und die später, in den großen Geschichtsbüchern des 21. Jahrhunderts, mit wenigen Zeilen abgetan sein werden. Da wir aber j e t z t leben, im Jahre 1935, welches das aufgeregte 1934 ablöst, da wir bis an den Hals in dem Ameisenhaufen unserer Zeit stecken und uns von ihm tüchtig zwicken lassen müssen, — darum sei diese unruhige Chronik noch hier an der Jahreswende dargeboten, mit unserer Visitenkarte an das alte Jahr: p. p. c., «pour prendre congé».

Remus.

Der Genickschlag, der den Bruch des «Genicks» zur Folge haben kann, wenn er die richtige Stelle trifft.

Wie schwach bist du, Mensch!

Sie sehen auf diesen Bildern Schläge, die sehr leicht den Tod herbeiführen können. Demonstriert sind sie als Schläge mit der Handkante. Sie könnten aber ebensogut auf irgendeine andere Weise durchgeführt werden. Diese Schläge sind verboten, denn sie kommen einem Todschlagversuch gleich. Eine Ausnahme macht der Nierenschlag, der weniger gefährlich ist.

Wir zeigen diese Bilder nun nicht etwa, damit man lerne, sich in Notwehr «richtig» zu verteidigen. Ist nämlich unser Gegner stärker und gewandter als wir, kommen wir gar nicht dazu, ihn so zu traktieren. Ist er schwächer, dann bleiben uns genug andere Maßnahmen, um ihn unschädlich zu machen, ohne ihn dauernd zu schädigen.

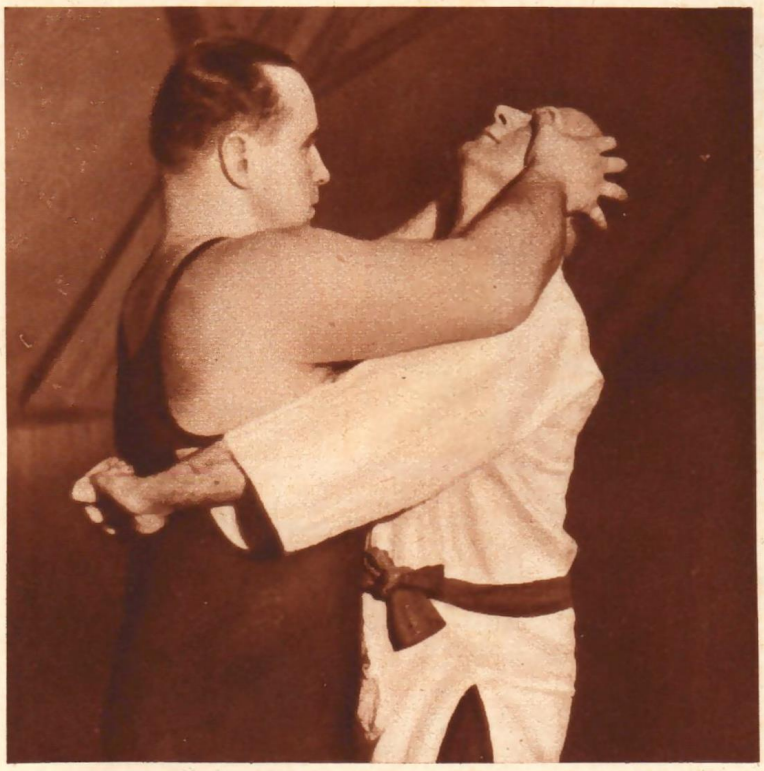
Es soll uns aber einmal ernstlich bewußt werden, wohin planloses Dreinschlagen führen kann, geschehe es nun «zum Spaß», in freundschaftlichem Wettstreit, als «Züchtigung» eines ungehorsamen Kindes oder im ernsten Handgemenge. Auch durch einfachen Fall auf diese Körperstellen kann uns dasselbe Schicksal ereilen.

Wenn wir wissen, daß wir es buchstäblich «in der Hand haben», einen Mitmenschen ohne Kraftanstrengung zu erschlagen, dann werden wir zu allererst trachten, unsern Gegner oder vermeintlichen Widersacher mit der Waffe des Geistes zu schlagen oder gegebenenfalls auf eine der eigenen Sache nie dienliche Prügelei zu verzichten. Im Augenblick, wo wir darauf ausgehen, einen Mitmenschen — ganz gleich aus welchen Gründen — körperlich zu schädigen und ihn dabei dauernder Schädigung aussetzen, betreiben wir Krieg, und spiele er sich auch nur zwischen zwei Menschen ab. Nicht umsonst gibt es für die rohesten Sportarten genau umschriebene Kampfgesetze — sowohl Regeln wie Verbote.

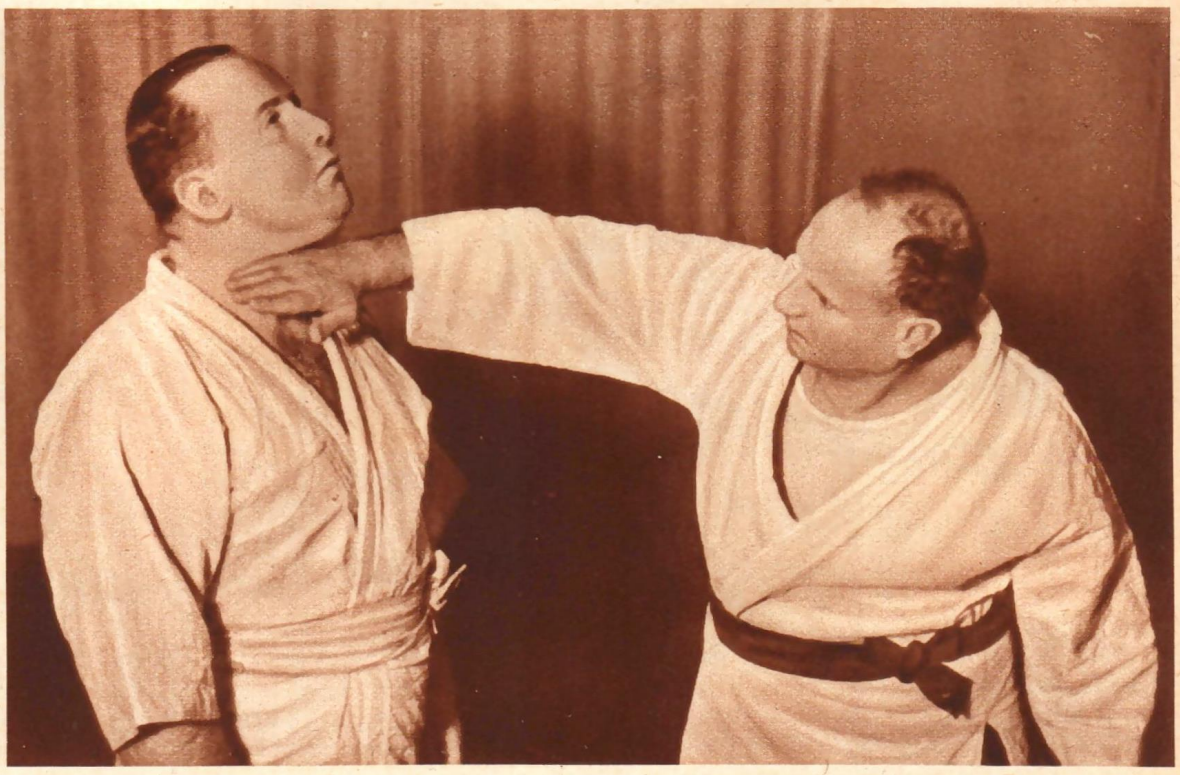
Hans. O. Leuenberger

Der Nierenschlag (rechte Hand auf dem Bild.) Er kann gefährliche Quetschungen verursachen. Auch der Druck aufs Kinn, wobei hier der rechte Arm die Hüfte umfassen würde, kann selbst zu Rückgratbruch führen.

Schlag auf die Gegend des Gleichgewichtszentrums hinter dem Ohr.



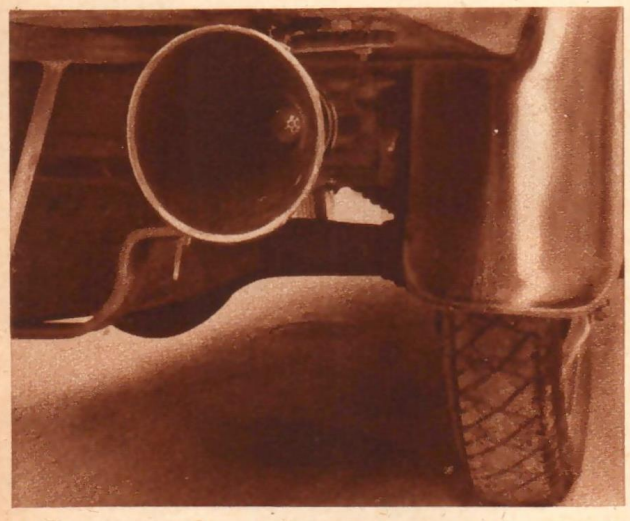
Augenausdrücken mit Hilfe beider Daumen, wobei mit den übrigen Fingern über den Hinterkopf gegengehalten wird.



Der Schlag auf das Zungenbein, durch dessen Bruch sofortiger Tod eintreten kann.

(Spezialaufnahmen von E. Steimle, Zürich)

Unser zweites Ohr



Der Lastwagen kriegt «Ohren». Er fängt so das Hupen nachfolgender Autos auf, die vorfahren wollen, und überträgt sie durch einen Lautsprecher zum Führersitz.

In alten Legenden tauchen immer und immer wieder Wesen auf mit übersinnlichen Kräften; Menschen, Götter und Dämone, die mehr hören und sehen als ein gewöhnlicher Sterblicher. Inzwischen sind wir alle solch «übersinnliche» Wesen geworden, denn wir haben künstliche Augen und Ohren erschaffen: Fernsehapparate und Mikrophone. — Das Mikrophon findet schon alle möglichen und unmöglichen Anwendunsgebiete. Die Verbreitung geht so rasch vor sich, daß wir fast kaum Zeit haben, ihr zu folgen. Wenn wir einen Menschen zu Hunderttausenden sprechen hören, denken wir schon nicht mehr daran, daß dies nur durch dies unscheinbare kleine Ding, das Mikrophon, möglich ist. Wir zeigen hier nur zwei neue Anwendungsgebiete. Mikrophone werden auch verwendet, um zum Beispiel sogenannte Herztöne zu übertragen. Die Herzschläge von Patienten auf Meerschiffen werden

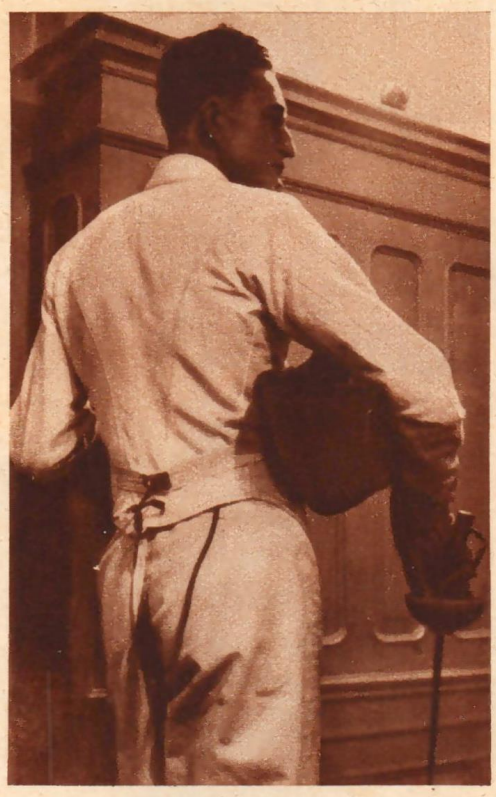
Die Maschine als Schiedsrichter

Die Fechter sind durch eine Drahtleitung mit der Jurymaschine verbunden, ohne daß sie dadurch in ihren Bewegungen gehindert sind, da sich der Draht leicht ab- und durch Federzug wieder aufrollt. Wenn die Spitzen der Degen richtig treffen, wird Kontakt hergestellt, sodaß die Maschine den Treffer durch Aufleuchten elektrischer Lampen und durch Klingelzeichen anzeigt. (Photos A. P.-Borchert)

Damit ist eine Unannehmlichkeit und eine Gefahr zugleich behoben. Der Lastwagenführer hörte infolge des Motorenlärms und des Lärms geladener Waren das Hupen nicht, so daß raschere Wagen nicht vorfahren konnten. Wenn sie es trotzdem versuchten, mochte es geschehen, daß der Lastwagen eine unwillkürliche Seitenbewegung ausführte, was oft Unfälle im Gefolge hatte. So schafften Automobilisten oft unheimliche Sirenen an, um bis ans Ohr eines Lastwagenführers zu dringen. Wohin die Verallgemeinerung solcher Sirenen führt, können wir etwa in italienischen Städten erleben. (Spezialaufnahmen E. Priesnitz, Zürich)

an berühmte Spezialinstitute übertragen, wo Fachprofessoren sie abhören und zu einer sicherern Diagnose der Krankheit beitragen. Mikrophone werden zu Lebensrettern in Strandbädern, wo man sofort alle Badenden von einem Unglück in Kenntnis setzen kann, so daß viele helfend einspringen. Mikrophone dienen dem Geheimdienst, wo solche Apparate geheim in Räume eingebaut werden, wo verbrecherische Gespräche abgehorcht werden sollen. Zum Karneval in Nizza ertönt in der Hauptstraße an jedem dritten Baum ein Lautsprecher, der die Karnevalsmusik mit Hilfe eines Mikrophons überträgt. In Kirchen mit schlechter Akustik geht man heute so weit, daß man vor dem Pfarrer ein Mikrophon installiert, das nur die hohen Töne auf Lautsprecher, die im Raum verteilt sind, überträgt, während die besser hörbaren tiefern Töne durch alle Anwesenden direkt vom Mund des Sprechenden vernommen werden. Mikrophone übermitteln uns mit Hilfe des Tonfilms oder durch Platten Laute und Geräusche aus allen Teilen der Welt: Löwen brüllen, der Urwald erwacht, Worte ferner Menschenstämme erschallen, kurz, wir alle haben heute Ohren, mit denen wir in jeden Erdenwinkel hineinhören können. Und all' das betrachten wir als selbstverständlich, wo Menschen vor noch nicht langer Zeit sich vor solchen Dämonen zu Tode fürchteten, die Wunder dieser Art vollbringen sollten.

Hans O. Leuenberger.



Die Drahtleitung, die die Verbindung zwischen Fechter und Jurymaschine herstellt, wird unter der Jacke zum Degen geführt. Die Jurymaschine beim Fechtsport ist eine Erfindung zweier ungarischer Offiziere. Die sinnreiche Konstruktion macht menschliche Schiedsrichter überflüssig und gewährleistet die sicherste Kontrolle. Die ungarischen Fechtmeister fechten heute nur noch unter Anwendung der Schiedsrichtermaschine.

Kaum haben die Eingeborenen eine Schildkröte gesichtet, folgen sie ihr in rascher Fahr

Mit einer Behendigkeit, wie sie nur Naturvölkern eigen ist, stürzen sich die Burschen ins Wasser.

Auch auf Südost-Makira, jener Insel der Salomonsgruppe, die auf der Karte den Namen San Christobal führt, war es mir gelungen, mit den äußerst mißtrauischen und feindlichen Eingeborenen Freundschaft zu schließen. Ich konnte sogar an einer Schildkrötenjagd teilnehmen, wie sie nur mehr in denjenigen Teilen Melanesiens betrieben wird, die von der europäischen Zivilisation noch unberührt

Endlich konnte das mächtige Tier überwältigt werden. Auf den Rücken gedreht, ist die Schildkröte wehrlos.

Schildkrötenfang in der Südsee

Bericht der Südsee-Expedition Dr. Hugo Adolf Bernatzik mit eigenen Aufnahmen

geblieben sind. Sobald das viele Kilometer breite Riff etwa drei Meter hoch von der Flut überspült war, erschienen die Eingeborenen in ihren kleinen, behenden Canoes und suchten in weiten Abständen voneinander verteilt, nach Riesenschildkröten, die sich auf das Riff gewagt hatten, um von dem saftigen Meeresgras zu naschen. Auf einmal ertönten gellende Schreie — die Insassen eines Canoes hatten eine Schildkröte gesichtet und folgten ihr in sausender Fahrt, während die anderen Boote rasch wendeten und von allen Seiten sternförmig herbeieilten.

Die Jäger feuerten sich gegenseitig durch lautes Geschrei an und peitschten das Wasser mit ihren Paddeln, daß die Bugwellen hoch aufschäumten. Innerhalb ganz kurzer Zeit hatten sich die verfolgenden Boote vereinigt und rasten in kaum zwei Meter Abstand hinter der Schildkröte her. Doch diese hatte sich nicht umsonst ein Jahrhundert lang an den zarten Seegräsern gütlich getan. Sie war gut genährt und unglaublich kräftig. Minute auf Minute verrann, die infolge der außerordentlichen Anstrengung schweißtriefenden Körper der Verfolger glänzten wie Bronze in der Sonne. Doch der Abstand zwischen Beute und Jägern verringerte sich kaum. Die Schildkröte versuchte einen Bogen zu machen, um an den Booten vorbeizugelangen, denn in

Man versucht, die Riesenschildkröte in das schmale Canoe zu schaffen.

der Richtung, in der sich jetzt die wilde Jagd bewegte, gab es für sie kein Entrinnen; das war ihrem moosgrauen Haupt genau so bekannt wie ihren Verfolgern. Doch immer gelang es einem der Boote, ihr den Weg abzuschneiden.

Schließlich begann der Schildkröte die Luft knapp zu werden; sie war doch schließlich weit über hundert Jahre alt, und ihre Glieder hatten nicht mehr die Spannkraft der Jugend. Langsam kam sie höher, um seufzend Luft einzuziehen. Kaum hatte sie den Kopf wieder unter Wasser

(Fortsetzung auf Seite 22)

Endlich konnte die Beute ans Land geschafft werden. Die Jäger führen um sie herum einen dämonischen Tanz auf, begleitet von wildem Kriegsgeschrei, so, wie früher ein erschlagener Feind umtanzt wurde.

2. Fortsetzung.

Da saß der junge Italiener auf der Treppe, ganz klein, ganz in sich zusammengeduckt.

„Herr — Herr Malatesta —“

Er sah über die Schulter zurück, erkannte sie, und erhob sich hastig. Er murmelte etwas, was sie nicht verstand.

„Kommen Sie herein“, sagte sie kurz.

Zögernd folgte er ihr.

Die Pauly machte natürlich wieder ein dummes Gesicht. „Telephonieren Sie Frau Brentano, ich könne leider nicht kommen, eine wichtige Abhaltung. Ich würde morgen zwischen zehn und elf vorbeikommen. Wenn die Temperatur über 38 ist, soll sie noch ein Antipyrin nehmen. Bitte, hier herein, Herr Malatesta.“

Es war ihr Wohnzimmer, Cretonnevorhänge, ein kleiner Schreibtisch, ein Sofa mit einer braunen Pelzdecke, Bücherregale, ein halbes Dutzend mindestens.

Wo ein bißchen Platz war, stand ein Bücherregal. Das Zimmer war noch unfertig — Dorothee kannte zwar alle die Gegenstände, die fehlten — ein Velours-Teppich, eine große Gallè-Vase und einen alten französischen Kupferstich — aber bisher hatte es nicht dazu gelangt. Die Praxis war noch zu jung.

Almoro Malatesta saß klein und zusammengeduckt in einem cretonneüberzogenen Sessel.

Er glich einem schönen jungen, völlig verschüchterten Tier. „Sie müssen wirklich denken, ich sei verrückt“, sagte er leise. „Aber, bitte, glauben Sie mir — ich habe nur — ich — konnte nicht nach Hause gehen —“

Er sprach weiter, stoßweise, abgehackte kurze Sätze.

Dorothee hörte schweigend zu. Sie sah die Welt, die ihn ‚zu Hause‘ erwartete, ein winziges Loch von Zimmer, eine trübschimmernde Lampe, ein wackeliges Bett mit dumpf riechender Wäsche, das saure Gesicht einer verbitterten alten Frau, die Zimmer vermieten mußte — das, und dazu die Gedanken — —

„Ich bin ohne Arbeit, wissen Sie —“ schloß er schamvoll. „Ich suche umsonst, seit vielen Wochen —“

Sie sah seine dünnen gelblichen Hände, die unnatürliche Schmalheit seines Gesichts.

„Sie sollten etwas essen“, sagte sie unwillkürlich. „Wann haben Sie zuletzt etwas Warmes gegessen, Herr Malatesta . . .?“

Er vermied ihren Blick. „Gestern mittag“, sagte er zögernd. Sie war schon an der Tür. „Pauly! Pauly!“

Als sie zurückkam, strahlte ihr Gesicht den flüchtigen Widerschein der Freude aus, wenigstens in dieser kleinen Sache helfen zu können.

„Das werden wir gleich haben“, sagte sie.

Er ergriff ihre Hand und zog sie an die Lippen, bevor sie es verhindern konnte. „Sie verstehen jetzt“, sagte er. „Das ist es — der Hunger, wissen Sie — sonst wäre ich nicht — so — ich bin kein Schwächling, wissen Sie —“ Und mit einem unwillkürlichen Zusammenreißen des Körpers. „Ich war Offizier.“

Sie nickte. Sie begriff.

„Es ist zu viel auf einmal“, murmelte er. „Der Hunger — und die Nachricht — und keine Möglichkeit, zu helfen — keine Möglichkeit, nach Italien zu fahren.“

„Sie haben keine Freunde hier?“

„Nein, Signorina. Niemand.“

„Aber es gibt doch eine große italienische Kolonie hier!“ rief sie verwundert.

Sie war mehrmals mit Bekannten im „Venezia“ und in der „Taverne“ gewesen, wo viel italienisches Publikum verkehrte. Abermals vermied er ihren Blick. „Ich habe keine Freunde“, wiederholte er leise. Und fügte nach einer Weile hinzu: „Ich bin noch nicht lange hier.“

Sie fühlte, daß hier ein Geheimnis lag.

Aber sie wollte nicht fragen. Später, als die Pauly mit der Suppe und den Spiegeleiern kam, zog sie sich in ihr Arbeitszimmer zurück.

Die Pauly folgte ihr gleich darauf. „Der muß halb verhungert sein, Fräulein Doktor“, sagte sie mitleidig. „Er schlingt ja nur so —“

Dorothee sah nicht von ihrem Journal auf, in das sie, die fast pedantisch Ordentliche, seit zehn Minuten kleine Kringel und Männchen zeichnete.

„Ein armer Teufel“, sagte sie. „Wirklich halb verhungert. Und er hat sehr böse Nachrichten von seinen Eltern bekommen — tja —“

Sie nahm ihren Mut in beide Hände.

„Machen Sie's ihm im Wohnzimmer ein bißchen bequem, Pauly. Ich — er soll heute nacht lieber hierbleiben.“ Sie sah nicht auf. Sie wußte — der Pauly stand jetzt der Mund offen.

„Dem passiert nur noch was, wenn ich ihn weglasse“, fügte sie hinzu. „Und wecken Sie mich morgen früh um halb acht Uhr, wie immer. Gute Nacht, Pauly.“

„— — gute Nacht, Fräulein Doktor.“

„Machen Sie doch die Tür zu“, rief ihr Dorothee ärgerlich nach.

Dann begann sie wieder zu zeichnen. Diesmal wurde es eine Weintraube, die sie sorgfältig schattierte. Plötzlich warf sie die Feder weg und griff zum Telephon. Eine ganz kleine Hemmung war noch zu überwinden.

Kann ich ihn denn jetzt noch anrufen? Dann drehte sie die Scheibe des Apparats. „Hier Dr. Dorothee Winthrop. Ich möchte Herrn Herbert Müller sprechen.“

4.

Dr. Dorothee Winthrop saß morgens um acht Uhr am Schreibtisch und machte die nötigen Eintragungen in ihr Journal, wozu sie gestern abend doch nicht mehr gekommen war. Es war eine Scheinbeschäftigung. Denn in Wirklichkeit wartete sie auf einen Anruf. Herbert Müller hatte am Abend vorher fest versprochen, bis spätestens um acht Bescheid zu geben . . .

Kopfschüttelnd sah sie die Kringel, Männerchen und Weintrauben, die sie statt dessen gezeichnet hatte.

Sie erwog, die Seite auszureißen, kam aber wieder davon ab, weil das Journal nummerierte Seiten hatte. Es hätte schlecht ausgesehen, unordentlich.

„Kleines Mädchen“, sagte sie verächtlich tadelnd zu sich selbst. „Schulmädchen. Schulmädchenmanieren. Macht man nicht . . .“

Wenn sie mit sich selbst sprach, hatte sie einen besonderen Jargon. Sie war ein ausgesprochenes „Morgentier“, wie sie es nannte. Der Morgen war ihre Tageszeit.

Zwanzig Minuten scharfe Gymnastik, kalte Dusche, abrubbeln, Frühstück, Journaleintragung.

Das war so. Dann kam eine komische, unausgefüllte Stunde, es war zu früh, als daß Patienten anriefen, und kommen tat natürlich auch niemand um diese Zeit.

So lief man mit langen, etwas unweiblichen Schritten im Arbeitszimmer herum und dachte an ganz große, wilde Sachen. Zum Beispiel, die Praxis war noch ganz im Anfang, in einem verflucht bescheidenen Anfang.

Man müßte sich einen Hochfrequenzapparat zulegen können und eine Solluxlampe! Dann!

Dorothee kannte sie, die Auslage von Hirschmayer & Co., nur zu gut, sechs Dutzend mal war sie schon davor stehen geblieben. Unerschwinglich, wenigstens für absehbare Zeit. Noch sehr viele Grippen, Bronchialkatarrhe usw. mußten auskuriert werden, bevor es dazu langte.

Aber vielleicht verunglückte einmal ein Maharadscha auf der Durchreise vor diesem Hause — oder ein amerikanischer Bankpräsident. Dann konnten noch ganz andere Dinge in Erfüllung gehen.

Eine kleine Privatklinik, Assistentin, Schwestern, weißgekachelte Gänge, große, saubere Zimmer, richtige, ordentliche Menschenreparaturwerkstätte — und arbeiten, arbeiten, arbeiten. Das war der Königstraum, der Traum der Träume, das Höchste und Letzte.

Heute aber war diese Zukunftsstunde anders als sonst. Lag es daran, daß Dorothee in der Nacht geträumt hatte, richtig geträumt, was sonst fast nie vorkam? Sie ging mit diesem jungen Menschen, Malatesta, durch eine fabelhafte Landschaft mit Zypressen und Pinien. Es war weiter keine erfundene Landschaft, sie glich genau einem Bild, das in Vaters Arbeitszimmer gehangen hatte. Nur der Hirt, der vorn links ein paar Ziegen auf die Weide trieb, fehlte. Malatesta war furchtbar aufgeregt, er hatte es eilig, nach Neapel zu kommen, und zankte, weil sie so langsam ging. Sie konnte aber nicht schneller, es lag wie Blei in ihren Gliedern, und sie hatte vor irgendetwas entsetzliche Angst. Dann sahen sie von ferne Rauch aufsteigen, und Malatesta rang die Hände und rief: „Wir kommen zu spät, wir kommen zu spät.“ Sie wußte, dort drüben war der Vesuv, und sie mußten hin — und gleichzeitig fühlte sie, daß sie etwas Furchtbares erwartete. Trotzdem versuchte sie, schneller zu gehen. Malatesta lief voraus, er verschwand hinter einem Hügel, sie hörte ihn aufschreien, wußte, daß nun alles verloren war, und wachte auf.

Ganz töricht, natürlich, Beeinflussung durch den gestrigen Abend, die aufgerührte Phantasie spinnt ihre Bilder, ohne vom schlafenden Verstand kontrolliert zu werden.

Und trotzdem: Statt klaren, logischen Denkens empfand sie ein wirres Gefühlsdurcheinander von Wirklichkeit und Traum und angespannter, nervöser Erwartung.

Dabei war es ein ziemlich heller, nüchterner Morgen, alle Gegenstände sahen ernst und sachlich aus.

„Bist wirklich ein bißchen verdreht“, sagte Dorothee unzufrieden. Aber gleichzeitig dachte sie zum zwanzigsten Mal: „Wenn er nur schon anriefe, der Idiot!“

Unwillkürlich warf sie einen Blick in den kleinen Spiegel über dem Medizinschränkchen, als müßte sie sich irgendetwas Unkorrektes, Ungewöhnliches ansehen.

Da war aber das gewohnte Dorotheegesicht, länglich, sehr weiß, mit den blaßroten Lippen, der klargeschnittenen, intelligenten Nase und dem aschblonden, mit mehr Sach-

Ironie des Schicksals: ein Plakat, das in großen Lettern das Wort «Million» hinausschreit. Und darunter kauert, - ein Häuflein Unglück, das Elend des Alters. Gegensätze des Lebens in der Großstadt, die nach einem sozialen Ausgleich suchen und doch keinen finden!
(Phot. Friedmann.)

lichkeit als Kunstsinn in der Mitte gescheiteltem Haar, das hinten einen kleinen Knoten bildete.

Sie hatte schon immer daran gedacht, ihn einmal abschneiden zu lassen, er ging so schwer unter den Hut. Es sah immer ein bißchen unordentlich aus.

Aber sie war noch nicht dazu gekommen. Schön waren eigentlich nur die Augen.

„Kornblumenblau" hatte sie der kleine Lütge genannt, der mit ihr bei Gudovius Dermatologie gehört hatte. Nein, es war keinerlei Veränderung zu sehen. Es war alles wie immer. Dann bewegte sich etwas im Spiegel, und sie sah an ihrem Gesicht vorbei, wie sich die Tür hinter ihr öffnete, und eine seltsame Gestalt in Erscheinung trat, ein dunkelhaariger Junge, in einem hellblauen, weiß abgesetzten Pyjama... Sie drehte sich rasch um und mußte im ersten Augenblick lächeln.

Es war so sonderbar, das gewohnte Kleidungsstück an jemand anders zu sehen — an einem Mann.

Aber sie wurde rasch wieder ernst.

„Da sind Sie ja schon", sagte sie fast unfreundlich — als könnte der arme Junge dafür, daß Herbert Müller noch nicht angerufen hatte.

«Scusi», murmelte Malatesta verwirrt. Er war blaß und übernächtig, das schwarze Haar hing ihm wirr in die Stirn — wie ein Siebzehnjähriger sah er aus.

Es paßte ihr wirklich gar nicht in ihr Programm, daß er jetzt schon erschien — nun konnte sie ihm noch gar nichts sagen.

Er machte übrigens auch schon eine Bewegung, als wollte er sich zurückziehen.

Da klingelte das Telephon, und Dorothee stürzte sich auf den Apparat wie ein Falke auf Beute.

„Dr. Winthrop — ja — ich bin's, Herbert, also? — wie? — um halb elf? Herbert, du bist ein Wunder. Ein Wun — der. Wunder! „W" wie Wilhelm, „U" wie Ulrich — ja. Ach, Herbert, ich weiß ja gar nicht, was ich sagen soll — ja — klar, mein lieber Junge. — Du — es ist doch noch die gleiche, wie vor drei Monaten? — Gott sei Dank — wie? — Das erklär' ich dir später. Jetzt muß ich packen. Hab' keine Angst, nur eine Zahnbürste! — Wie? — Na, das weiß ich wieder nicht, ob soviel Platz sein wird — Ach, erklär' ich dir alles an Ort und Stelle. Also Herbert — bist ein ganz großer Mann. — Ja."

Sie hängte ein. Hochaufgereckt, in der Haltung einer triumphierenden Göttin sah sie Malatesta an. „Also", begann sie. „Jetzt werd' ich Ihnen eine Geschichte erzählen — gestern haben Sie mir eine erzählt. Herr Malatesta. Es stimmt doch, daß Sie um alles in der Welt gern in Italien wären, in Neapel, so nahe wie möglich bei San Rocco . . . .?"

„Ja", stammelte Malatesta.

„Es stimmt doch", fuhr sie unbeirrt fort, „daß Sie kein Geld haben, um die Eisenbahn zu bezahlen, und keine Freunde, um sich das Geld zu borgen?"

„Ja", würgte er hervor. „Aber —"

„Still. Jetzt rede ich! Also, meine Geschichte: Ich habe dafür gesorgt, daß Sie nach Italien können. Ich habe nämlich einen guten Freund, wir haben uns schon gekannt, als wir so klein waren, wir haben schon damals zusammen allerhand ausgefressen —" Immer schneller sprudelte Dorothee ihre Sätze hervor, ihr Gesicht glühte, die kühle, sachliche, junge Aerztin war nicht wiederzuerkennen.

„Er ist inzwischen etwas geworden, Sie können das nicht wissen, weil Sie erst zu kurze Zeit bei uns sind, aber hier kennt ihn sonst so ziemlich jedes Kind. Er ist nämlich Filmschauspieler, Komiker und unglaublich populär, und er verdient eine Menge Geld, und gleich, als er anfing gut zu verdienen, hat er sich ein Flugzeug gekauft. Sehen Sie, jetzt kommen wir der Sache schon näher, was? Ja — nun, und er hat mich sehr gern, und ich habe ihn gestern nacht noch angerufen, aber da konnte er mir's noch nicht mit Bestimmtheit sagen, er hatte gerade wichtige Verhandlungen. Nun hat er's mir gesagt, es geht, und wir starten um halb elf und sind abends in Mailand und morgen mittag in Neapel. So, was sagen Sie jetzt?"

Aufatmend hielt sie inne. Wenn sie sich jetzt im Spiegel gesehen hätte! Es war nicht mehr das gewohnte Dorotheegesicht, wahrhaftig nicht — da war ein Leuchten von innen heraus, Malatesta schien es, als erhellte es das ganze Zimmer.

Das schweizerische Alpine Museum und Postmuseum, das in Bern kürzlich eingeweiht und dem Betrieb übergeben wurde.
(Phot. W. Schweizer, Bern.)

Und in all seiner rasenden, überströmenden Freude durchschoß es ihn: „Sie sieht aus wie ein wundertätiges Bild". — „Signorina", stieß er hervor. „In der kleinen Kirche — in San Rocco — hängt ein Bild, ich weiß nicht, von welcher Heiligen — aber — das sind Sie, Sie!"

Er stürzte sich auf ihre Hand, die er inbrünstig küßte.

„Schön, schön", sagte sie, tiefrot vor Verlegenheit. „Nun machen Sie aber, daß Sie nach Hause kommen, und packen Sie Ihre Siebensachen. Es ist gleich neun. Um zehn hole ich Sie ab. Windscheidstraße 41, nicht wahr? Sehen Sie wohl. So — nun regen Sie sich doch nicht so auf. Sonst lasse ich Sie nicht fliegen."

Er nickte zwischen Lachen und Weinen, er wollte etwas sagen, aber die Worte wurden nicht.

„Raus jetzt", befahl sie und lachte, um ihrer eigenen Ergriffenheit Herr zu werden.

Taumelnd verließ der junge Italiener das Zimmer. Nebenan begann ein lebhaftes Rumoren, dann Tritte auf dem Gang, die Wohnungstür fiel.

Dr. Dorothee Winthrop setzte sich nun wieder an den Schreibtisch und zog sich ihr Alltagsgesicht über.

Es war allerhand zu erledigen ... ein Visum brauchte man ja für Italien nicht. Sie rief nach der Pauly, die das dümmste Gesicht ihres Lebens machte.

„Ja, so was — nach Italien! Ja, so was!"

Aber im Packen bewies sie unverhoffte Tüchtigkeit.

„Nur den einen Handkoffer, Pauly — da muß alles herein!" Inzwischen telephonierte Dorothee mit Dr. Kundt, der ihre Vertretung zu übernehmen hatte.

Sie gab ihm einen genauen Berich über die knapp zwei Dutzend Fälle, die sie im Augenblick in Behandlung hatte.

„— ja, was ich noch sagen wollte, die achttägige Nervina-Therapie hat nach meiner Meinung der Patientin nicht viel genützt. Vielleicht könnte man statt dessen Sauerstoffbäder verordnen; — ja — die Temperaturkurve zeigt ein ziemlich gleichmäßiges Pendeln zwischen 37.4 und 37.9. Sehen Sie sich's mal an, Kollege. Ja — nach Italien. Nach Neapel. — Ich hab's gut? — Na, wissen Sie, ich war über ein Jahr nicht weg. Mal muß man doch — und es kostet nicht viel, wirklich nicht . — Also —. Ja, ich weiß, der ist in Tätigkeit. — Werd' mich schon in acht nehmen, haha. Also — auf Wiedersehen, Kollege. Vielen Dank!" Sie hatte schon das Kostüm an, das ihr seit zwei Jahren als Reisekleid diente. Was jetzt — nur sich nicht zu Atem kommen lassen, sich nicht merken lassen, daß man im Grunde einfach ein bißchen verrückt geworden ist! Oder, wie wollte man es sonst nennen? Das mit dem Urlaub stimmte zwar, und das Geld für drei Wochen Ausspannen war auch längst auf die hohe Kante gelegt. Aber trotzdem ...

Man hätte dem Jungen schließlich zur Not auch das Reisegeld dritter Klasse in die Hand drücken können — das wäre natürlich viel vernünftiger gewesen.

Ach, Vernunft, Vernunft, immer Vernunft. Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt. Es war ein mächtiges Sichaufbäumen gegen die unnatürliche Ruhe und die Gleichmäßigkeit ihres Lebens, gegen dieses vorzeitige Eingespanntsein in die große Maschine.

Wo war die herrliche Zeit hin, da sie noch Expeditionsreisen im Kopf hatte, nach Afrika, nach Indien, — „in sechs Semestern schaff ich schon soviel, daß man mich zur Not als Aerztin mitnehmen kann, das ist eine Fleißsache, weiter nichts."

Geritten war sie damals. Der Vater einer Freundin hatte einen Rennstall.

Herbert Müller, damals noch nicht Filmschauspieler, sondern nur Sohn eines reichen Vaters, lernte fliegen. Dutzende von Malen fuhr sie mit ihm zum Flugplatz hinaus. Sobald er seinen Piloten-Ausweis hatte, und es die hohe Luftpolizei daher zuließ, begleitete sie ihn und verbreitete eines schönen Tages kaltes Entsetzen zu Hause: „Heute bin ich mit dem Fallschirm abgesprungen. Aus fünfhundert Meter Höhe!"

Sie strahlte, war unglaublich stolz und glücklich — begriff nicht, warum man ihr herbe Vorwürfe machte. „Es war ja gar nicht gefährlich, es sah nur so aus — und, na ja, der Moment, bis sich das Ding öffnete, war nicht sehr angenehm. Aber wer fliegen will, muß das können .."

Sogar Kleinkaliberschießen hatte sie getrieben. Alles Vorbereitungen für die Expeditionen. Natürlich wurde dann nichts daraus. Das Studium packte sie, plötzlich war einfach keine Zeit mehr für den geliebten Sport, dann starben, kurz hintereinander, Vater und Mutter, die Hinterlassenschaft reichte knapp, sehr knapp, bis zur Ueberbrückung der Studienjahre, man war allein, und auf seine Ellenbogen angewiesen. Um diese Zeit machte ihr Herbert Müller einen Heiratsantrag. Dorothee hatte das auch später nie begriffen.

Herbert — das war ein netter, fröhlicher, immer gutaufgelegter kleiner Bruder — sein verschmitztes Gesicht fehlte ihr, wenn sie es ein paar Wochen lang nicht gesehen hatte — aber heiraten —?

„Aber ich muß doch jetzt mein praktisches Jahr absolvieren", hatte sie in der ersten Verblüffung erwidert. Daß sie dann trotzdem die guten Freunde geblieben waren, rechnete sie ihm hoch an. Uebrigens schien er sich ziemlich rasch zu trösten, seine ersten, großen Erfolge als Schauspieler kamen, und damit natürlich auch Erfolge anderer Art. Und dann kamen sie, die großen Kämpfe. Das Staatsexamen. Das schlimme Hungerjahr als Medizinpraktikantin. Die Dissertation über die Aetiologie der Carcinom-Erkrankungen und damit die Promotion.

Cum laude.

Man legte ihr immer wieder nahe, sich auf einem Gebiet zu spezialisieren, das „ihr als Frau besonders liegen müßte". Kinderärztin. Frauenärztin. Kosmetik. Aber sie wehrte sich mit Händen und Füßen. Praktisches Arbeiten, universelles Arbeiten, das, und nichts anderes. Nur kein einseitiges Sich-Festlegen.

Sie hatte Glück. Nach knapp vier Monaten Assistenzzeit an einem städtischen Krankenhaus, überließ ihr der alte Dr. Rübeland seine Praxis.

Verkaufen durfte er sie nicht. Also berechnete er seine ärztlichen Instrumente, das alte Mikroskop, den Operationsstuhl und die weißlackierte Wartezimmergarnitur mit Neuntausend, die Dr. Dorothee Winthrop in vier Jahren abbezahlen durfte, zuzüglich fünf Prozent Zinsen.

Es war bitter — denn die Praxis war alles andere als ergiebig, und ein Teil der Patienten hatte die übliche Aversion gegen einen Arzt weiblichen Geschlechts.

Aber da half nun nichts. Und nun begann es — das praktische, universelle Arbeiten. Grippe, Bronchitis, Mandelentzündung, Herzneurosen, Verstopfungen.

Immer da sein, immer erreichbar sein zumindest. Masern, Blinddarmreizung, Flechten. Kämpfe um den Eingang des Honorars. Die medizinischen Wochenschriften. Einmal Oper, einmal ein Kino. Allein. Zu gesellschaftlichen Dingen fehlte die Lust.

Eines Tages stellte Dr. Dorothee Winthrop nicht ohne ein gewisses Entsetzen fest, daß sie, ein junges Mädchen von noch nicht sechsundzwanzig, das Leben des über siebzigjährigen Dr. Rübeland fortführte.

Ja, sie bildete sich ein, daß sie schon in Gang und Ausdruck manchmal etwas von dem Alten hatte. Vielleicht klebte das hier an den Wänden, an der Zimmerdecke, vielleicht geisterte es in der Luft ... Man mußte wieder Sport treiben — man mußte Freunde haben, das Schwerste war die Freundlosigkeit. Aber Irmgard Rackwitz hatte inzwischen geheiratet. Und Herbert Müller zappelte sich durch einen Film nach dem andern, steckte bis über die Ohren in bunter Arbeit und mußte sie, wie sie jetzt war, entsetzlich langweilig finden.

So also sah es in Dorothee Winthrop aus, als ihr der junge Italiener ins Haus geweht wurde, dem ein seltsames, fremdartiges Unglück das Liebste, was er hatte, auf grauenvolle Weise zu vernichten drohte.

War es nun eben die Seltsamkeit und Fremdartigkeit seines Unglücks — oder war es sein armes, zerquältes Gesicht, seine verzweifelte Hilflosigkeit, seine Weichheit, die trotzdem nicht unmännlich war — alle tausend Geister der Aktivität waren geweckt, der wildeste, schnellste Hilfeplan war der beste.

Nun konnte man Herbert Müller anrufen. So war das gekommen. Und nun durfte man das andere, das methodische, abgeklärte, nach der Uhr lebende Fräulein Doktor Dorothee auch nicht eine Sekunde mehr zu Atem kommen lassen. Sie hängte sich sozusagen ein Schild um die Seele: „Für Vernunftgründe unzugänglich." Der Pauly auf die Finger sehen, daß nichts Unnötiges eingepackt, nichts Nötiges vergessen wurde. Fertig. „Adieu, Pauly. Das Wirtschaftsgeld liegt in der Schublade vom Schreibtisch. Auch das Geld für Telephon, Gas und Licht. Doktor Kundt hat die Vertretung, seine Telephonnummer und Adresse habe ich aufgeschrieben. Spätestens in drei Wochen bin ich wieder da —"

Wie seltsam das war, die gewohnte Treppe hinabzusteigen, wenn man sich klar machte, daß man sie nun wochenlang nicht mehr .. „He! Taxi! Zuerst Windscheidstraße 41! — Dann zum Flughafen!" Auch die Straßen waren verändert. Sie glitten gleichsam ins Bodenlose zurück. Vor dem Hause Windscheidstraße 41 stand ein junger Mensch mit großen, dunkeln Augen und spähte umher wie ein Verdurstender. Neben ihm wartete ein kleiner Koffer, gutes, echtes Rindleder, nur ziemlich strapaziert und verbeult. Als sie vielleicht fünf Minuten lang nebeneinander saßen, öffnete Malatesta zum erstenmal den Mund. „Sind Sie ganz sicher", sagte er gepreßt.

„Wie . . . ?"

„Sind Sie ganz sicher, daß ich nicht träume . . . ?"

Sie konnte nicht einmal lächeln. Sie klopfte nur einen kleinen, beruhigenden Rhythmus auf seine Hand, ziemlich fest, aus einer dummen Verlegenheit heraus, die sie ärgerte. „Haben Sie auch Ihren Paß nicht vergessen, Herr Malatesta?" fragte sie, um nur etwas zu sagen.

Er starrte sie ganz erschrocken an. „Meinen Paß? Nein, natürlich, ich habe ihn."

Moderne weibliche Anmut im Stil eines antiken Gemäldes. Der große weiche Filzhut verleiht dem Bild einen besondern Reiz.
(Phot. Geiringer-Horovitz, Wien.)

„Dann ist's ja gut. — Und wie fühlen Sie sich jetzt?"

„Oh, ich danke Ihnen sehr — ausgezeichnet gut, ganz ausgezeichnet gut." Ab und zu merkte man doch deutlich den italienischen Akzent. Besonders, wenn er in Erregung sprach. Die freundlichen, kleinen Neubauhäuser tauchten auf. Dann die Flughafenstraße. Schließlich der mächtige Luftbahnhof selbst.

Blaue, knappe Uniformen, Marinemützen. Ein langgeschossener Engländer fragte, wie oft er bis Bagdad umsteigen müsse. Bagdad — Harun al Raschid — Romantik und moderne Technik flossen ineinander.

Blankäugige Burschen rollten auf Handkarren Gepäckstücke auf den Platz hinaus. Im großen, hellen Wartsaal nebenan saßen etwa sechzig Menschen, die in der nächsten halben Stunde in alle Windrichtungen auseinanderstoben.

Der diensttuende Beamte lächelte.

„Herr Müller? Ist schon draußen auf dem Platz. Die Maschine hat er sich herüberbringen lassen, vom Westhafen."

„Vielen Dank. Kommen Sie, Malatesta."

In den Lüften dröhnte es. Einem Vorweltdrachen gleich, zog ein ungeheures Flugzeug die letzte Schleife vor der Landung. So gewaltig war die Spannweite der metallenen Flügel, daß ein ganzer Teil des Himmels verdeckt schien. „Die „Möwe" —", erklärte Dorothee. „Kommt von London, glaube ich."

Am Startplatz standen drei Maschinen hintereinander. Eine dreimotorige Junckers, eine Schweizer und eine französische Maschine.

„Keine von denen da", lächelte Dorothee. „Erschrecken Sie nicht, wenn Sie unsere Kiste sehen, unsere Maschine, meine ich. Sie sieht aus wie ein Rettungsboot von einer von denen. Ach, da drüben ist Herbert. Warten Sie bitte einen kleinen Augenblick, Malatesta."

Sie schritt auf einen kleinen Herrn in Lederanzug und Lederkappe zu. „Tag, Herbert."

Herbert Müller half Dorothee hinein.

Malatesta kletterte behutsam nach. Ihm war, als müßte sein Fuß durch das leichte Holz durchbrechen.

Der Monteur warf den Propeller an. Dann trat er zu Dorothee heran und drückte ihr ein Päckchen Watte in die Hand. „Für die Ohren", deutete er an.

Das helle Dröhnen des Propellers verschlang jeden anderen Laut. Dorothee nickte ihm lächelnd zu, öffnete das Päckchen und gab Malatesta die Hälfte ab. Sie saßen eng nebeneinander.

Der Monteur verstaute die drei kleinen Koffer in dem raffiniert ausgesparten Miniaturfrachtraum, er nahm die Bremsklötze weg und gab dem Piloten ein Zeichen.

Herbert hob seine Cyrano-Nase zum Zeichen, daß er verstanden hatte. Der ganze, weite Platz schien ein einziges Dröhnen. Das zarte Holz vibrierte. Dann begann die Maschine zu rollen. Federleicht, wie eine Bachstelze, wippte sie auf dem stoppeligen Grasboden dahin, an den drei Riesen vorbei, und vorbei an dem ungeheuren Vorweltdrachen, der längst gelandet, von einer Menge Liliputanern umgeben zu sein schien.

Eine Wendung: Und dann legte die kleine Maschine los. Sie raste über das Blachfeld wie der Streitwagen der Pallas Athene, schneller, immer schneller.

Das ewig neue Wunder, als das Rennen in Fliegen überging, im blitzschnellen Wolkenaufstieg, als die Erde versank, alles Große klein wurde ...

Ein winziges Dreieck: Die mächtigen Flügel des Vorweltriesen — eine Spielzeugschachtel: Der Flughafen selbst.

Wie ein Film drehte sich das Häusermeer der Stadt in ihr Blickfeld.

Flußläufe schimmerten auf.

„Wieder einmal", dachte Dorothee. Ihre Augen glänzten hinter der Flugbrille.

„Wieder einmal", dachte Herbert Müller, aber er meinte seine Enttäuschung, nicht den Flug. „Ach, Dorothee, Dorothee."

„Sie haben keine Nachricht", dachte Almoro Malatesta. Dreimal hatte er noch telephoniert an diesem Morgen. Mit großen Zeitungsredaktionen. Mit dem Konsulat. Man wußte nichts Neues. Der Ausbruch war noch in vollem Gange. Nichts Neues. Das konnte der Tod sein — ebensogut wie das Leben. Nichts Neues ...

Un dann dachte er noch: „Wenn sie mich an der Grenze festhalten —"

Mit einer furchtbaren Anstrengung des Willens gelang es ihm, sich diesen Gedanken aus dem Gehirn zu reißen. Ihn zu Ende zu denken, hätte Wahnsinn bedeutet, Tobsucht — den Sprung aus dieser Maschine ins Nichts.

Mit hundertfünfzig Stundenkilometer Geschwindigkeit flogen die drei nach Süden.

5.

Der erste, den es packte, war der Chauffeur Luigi Chiavo, ein untersetzter, stiernackiger Piemontese.

Er war jung, kaum dreißig, und erst zwei Jahre lang im Dienst der Cagliani, seit der alte Boccani gestorben war. (Das Auto war noch dasselbe, ein elf Jahre alter Fiat, mit immer wieder sorgfältig erneuter Lackierung.)

Vielleicht lag es daran, daß Chiavo in seiner Stämmigkeit die irrsinnige Hitze schlechter vertrug als die andern, auch seine unleugbare Neigung zum Alkohol konnte mitgewirkt haben. Er stürzte mit flatterndem Haar in den Salotto, sein Gesicht war bläulich-rot und schweißnaß.

„Machen Sie Schluß, Eccellenza", brüllte er. „Ich kann's nicht mehr aushalten! Ich kann's nicht mehr mit ansehen. Machen Sie Schluß, Eccellenza, oder, oder —"

Seine Augen quollen ihm aus den Höhlen, er zitterte am ganzen Leibe.

Don Tommaso lag mehr als er saß in seinem Armsessel. Nach jedem Atemzuge mußte er ringen. „Was willst du denn, Bursche", murmelte er. „Du bist ja verrückt — scher dich hinunter."

„So, ich bin verrückt —" Der Chauffeur stemmte die Fäuste in die Hüften. „Soll man denn nicht verrückt werden, wenn man das mit ansehen muß. Wissen Sie denn überhaupt, was geschehen ist, he? Sie haben keine Ahnung, was geschehen ist — mein Wagen! — mein Wagen schmilzt! Ich — ich kann ja nicht mehr in die Garage — jetzt fallen Steine, Steine aus der Hölle, Eccellenza, sie glühen, ich hab' einen auf den Kopf gekriegt, da, da — es brennt. Mein Kopf brennt, Eccellenza. Hat man das je gesehen, der Wagen schmilzt — jetzt ist vielleicht nichts mehr davon da, während wir schwatzen. So machen Sie doch endlich Schluß, Eccellenza —!"

Seine Knie knickten unter ihm ein, er umklammerte die Beine des alten Herrn und heulte mit einer seltsam hohen, sich überschlagenden Stimme. „Schluß, Eccellenza, ich kann nicht mehr — ich kann's nicht mehr mit ansehen —"

Vom Nebenraum her kam Graziellas unterdrücktes Weinen. Sie hockte vor dem schweren, seit Minuten bewußtlosen Körper ihrer Muter.

(Fortsetzung folgt)

6 NEUE MODELLE
Vom gediegenen 5 Röhren VOLKS-SUPERHET
zu Fr. 325.—
bis zum ALLWELLEN-LUXUS-GERÄT lassen die neuen Modelle nichts mehr zu wünschen übrig. Vorführung und Kataloge gratis durch den konzessionierten Radio-Händler

GENERALVERTRETUNG:
BLATTNER & CO, BASEL
Nauenstrasse 71 - Telephon Nr. 28.818
Generalvertretung f. die Zentralschweiz:
GEBR. EHRENBERG, LUZERN
Reußsteg 6 - Telephon Nr. 25305

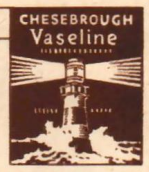
Feinde der Haut

umlauern uns ständig.

Doch **Chesebrough Vaseline** wird leicht mit ihnen fertig. Sie erhält die Haut widerstandsfähig, und schützt sie dadurch vor schädlichen Einwirkungen.

Die mit **Chesebrough Vaseline** gepflegte Haut bleibt dabei seidig und zart.

CHESEBROUGH VASELINE MIT DEM LEUCHTTURM
Chesebrough Vaseline zur Hautpflege
Chesebrough Cold-Cream zur Schönheitspflege
Chesebrough Haar Tonic zur Haarpflege
Erhältlich in Blechdosen, reinen Zinntuben und Gläsern



Lager: Basler Lagerhausgesellschaft, Basel

Lindt Dix Heures

Für den Rucksack
die kleinen
Dix Heures
Chocolat
Surfin
schmackhaft nahrhaft

Der Hypochonder

Zeichnung von E. Damaske

Ei eig

Ist es nicht, als rissen
Teufel mir durch Fu
Und als müßt' mein
Körper bald im Schm

Sind nicht ischiaskra
Und die Muskeln gan
Ist dies Knie nicht ste
Ganz geknickt? — Di

Tut die Milz getreu
Tun's die Nieren wir
Ist, — mal insgesamt
Nicht erkrankt mein

Hat das Herz sich üb
Ist die Lunge ausgepu
Und, wenn ja, wieso?
Längstens doch nicht

Hat der Kehlkopf ni
Und die Nase Schnup
Schmerzen mich nich
Und wie ist die Zung

Sind's die Augen? Sin
Ist's das Hirn? Ist's
Irgendetwas scheint
Und ich bin nicht be

Fühl mich eklig, fühl
Fühl mich g'hässig, f
Und ich hasse jeden
Weil er nur mein Fie

Meine Adern pulsen
Dunkelrotes, schwere
Meine Nervenstränge
Und es kocht in mir

Schlucke Pillen und
Lauter Dinge, die p
Tee, Tabletten, Trop
Und doch bin ich ra

Bin ich krank bis in
Fehlt für G'sundheit
Oder ist's, weil ich a
Gar ein Hypochonde

lo
lf-
er
lich?

ausend
nd Zehen,
hdurchzuckter
z zergehen?

die Beine
rheumatisch?
— Mein Gehen
Brust asthmatisch?

Pflichten,
ch auch?
sprochen —
nzer Bauch?

anstrengt?
ot?
h habe
ehr gelumpt.

Beschwerden
anie?
lle Zähne,
— wie?

die Ohren?
Verstand?
kränklich,
and.

ch brummig,
mich g'reizt,
nschen,
heizt.

es,
ut,
oen,
Wut.

turen,
,
Pulver,

Knochen?
der Sinn?
nde
n?

Alpdruck eines Steuerzahlers

Zeichnung von Heinz Schoen

Marschall Pilsudski

Das Leben eines Patrioten

Von F. W. von Oertzen

4. Fortsetzung.

Josef Pilsudski ist kein Mann langen Ueberlegens. Fragen des persönlichen Prestiges existieren für ihn nicht, wenn es um die Sache geht. Also setzt er sich am 6. November hin und schreibt an den ihm bekannten Rektor der Warschauer Universität Brudzinski einen Brief, in dem er sehr deutlich seine Mitarbeit an der Aufstellung der geplanten polnischen Armee in Aussicht stellt. In diesem Briefe heißt es u. a.:

„Sobald ich mich einer wie auch immer gearteten polnischen Regierungsgewalt gegenübersehe, werde ich mich unmittelbar an sie wenden, um ihr meine Dienste anzubieten." Professor Brudzinski ist durchaus der richtige Adressat für dieses Schreiben. Er hat gute Verbindungen zu den Berliner Regierungsstellen und zum deutschen Generalgouvernement in Warschau. Es vergehen kaum vierundzwanzig Stunden, bis der Generalgouverneur von Beseler eine saubere deutsche Uebersetzung dieses Briefes von Josef Pilsudski in Händen hat. Beseler gehört zu den führenden Deutschen in Polen, die sich über die persönliche Bedeutung Josef Pilsudskis nicht im unklaren sind. Er weiß, daß die Absicht der obersten Heeresleitung, ein paar hunderttausend Soldaten aus Polen herauszuziehen, kaum durchgeführt werden kann, wenn ein Mann von dem geradezu legendären Ansehen Pilsudskis sich an dieser Arbeit nicht beteiligt. Infolgedessen zögert er keinen Augenblick, die notwendigen Schritte zu tun. Zunächst einmal läßt er in der offiziösen deutschen Warschauer Zeitung einen Artikel erscheinen, in dem erklärt wird, daß der Akt vom 5. November eigentlich nichts anderes als die Krönung des ganzen Werkes des großen polnischen Patrioten Josef Pilsudski sei. Er sei der Schöpfer der polnischen Legion und er werde auch ohne Zweifel der Vater der neu zu schaffenden polnischen Armee sein.

Ein paar Wochen später, im Januar 1917, tritt der vorläufige Staatsrat des neuen Königreichs Polen sein Amt an. Bei diesem Staatsrat wird eine Militärkommission errichtet und an die Spitze dieser Militärkommission wird niemand anders berufen als Josef Pilsudski.

Damit ist für Pilsudski das erreicht, was er erreichen wollte. Er ist nicht ausgeschaltet. Er steht an einer zentralen Stelle und es kann nichts geschehen, was er nicht erfährt. Aber mit einem hat Josef Pilsudski wahrscheinlich doch nicht gerechnet: Mit der Energie, mit der deutsche Offiziere eine Sache in die Hand nehmen, die von oben her befohlen worden ist. Wenn Josef Pilsudski der Meinung gewesen sein sollte, daß das Spiel, das er vom Januar 1917 an von seinem Standpunkt aus spielen zu müssen glaubte, lange gut gehen könne, so ist das jedenfalls ein Irrtum gewesen. Schon im Sommer des Jahres 1917 kommt es von neuem zum Bruch. Am 2. Juli sieht sich Josef Pilsudski gezwungen, sein Amt in die Hände des polnischen Staatsrates zurückzulegen. Er ist sich darüber klar, daß es diesmal hart auf hart kommen wird. Diese Deutschen sind keine Oesterreicher. Ein Jahr vorher hatte er seine Demission geben können, ohne daß eigentlich irgendeine ernsthafte Folge eingetreten war. Diesmal wird es anders sein. Das weiß er. Damit rechnet er, und trotzdem begründet er seinen Rücktritt ganz offen folgendermaßen: Zunächst habe man versucht, die polnischen Legionen der österreichischen Armee einzugliedern. Jetzt seien sie der deutschen Armee unterstellt. Immer sei das Recht der Entscheidung über polnische Soldaten in fremden Händen gewesen. Dieser Zustand habe Polen eine fiktive Armee gegeben, die gestern österreichisch und heute deutsch sei. Auf diese Weise würden die Mittelmächte niemals eine wirkliche polnische Armee auf die Beine stellen können.

Das ist eine ziemlich unverblümte Kampfansage gegen die Deutschen. Die Antwort läßt nicht lange auf sich warten. Am 3. Juli wird bereits in Warschau eine Eidesformel entworfen, nach der die polnischen Legionäre und alle Rekruten der neuen polnischen Armee vereidigt werden sollen. In dieser Eidesformel wird die Unterstellung der polnischen Formationen unter das deutsche Oberkommando mit aller Schärfe herausgearbeitet, und nun wird man sehen, wie die Dinge sich weiterentwickeln werden. Mit den bisherigen Halbheiten ist es jetzt zu Ende.

Inzwischen aber haben sich gegenüber dem Jahre 1916 die politischen Verhältnisse ganz grundlegend geändert. Im Frühjahr 1917 ist das Zarenreich zusammengebrochen. In Petersburg sitzt eine demokratische Regierung, die sehr schnell einen Aufruf an das polnische Volk herausgibt, in dem die Entscheidung über die Zukunft Polens dem freien Entschluß der polnischen Nation anheimgestellt wird. Dieser Aufruf ist politisch deshalb von ungeheurer Bedeutung, weil von diesem Augenblick an die Westmächte durch keinerlei Rücksicht auf die Interessen ihres russischen Verbündeten mehr gehindert werden, dem polnischen Volke Versprechungen zu machen, die viel weiter gehen als die der Mittelmächte, weil sie auf Kosten Deutschlands und Oesterreichs gemacht werden können.

Wenn man so will, ist eigentlich schon in diesem Moment die polnische Frage nach der politischen Seite hin entschieden. Die Mittelmächte haben sich zur Schaffung eines selbständigen polnischen Königreichs bereit erklärt. Rußland hat auf seine polnischen Gebiete offiziell Verzicht geleistet und die Westmächte gehen noch einen Schritt weiter und konzedieren dem polnischen Staate, der noch gar nicht existiert, Galizien und Preußisch-Polen.

So ist die Lage, in der die deutschen Militärbehörden am 9. Juli 1917 die Vereidigung der Legionäre auf die deutschen Fahnen vornehmen wollen.

* * *

Auf dem Exerzierplatz von Zakroczym steht das erste Regiment der polnischen Legion angetreten. Heiß brennt die Sonne und über den Kolonnen liegt eine dumpfe, elektrisch geladene Atmosphäre. In kleinen Gruppen stehen die Offiziere zusammen. Ein wenig abseits von ihnen geht langsam der Regimentskommandeur Oberst Rydz-Smigly auf und ab. Irgendwo aus der Ferne klingen die Trompetentöne übender deutscher Hornisten.

Heute soll die Vereidigung stattfinden. Rydz-Smigly zerstampft mit dem Fuß das Pappmundstück einer ausgerauchten Zigarette. Die Herren aus Warschau werden ihre Freude haben. Sie mögen kommen. Sie werden erleben, wie das erste Regiment der ersten Brigade Josef Pilsudskis sich verhält.

Der Oberst zieht die Uhr. Die Herren lassen auf sich warten. Vielleicht ist ihnen selber nicht ganz wohl.

Das waren harte Tage, diese letzten hier. Offiziere und Mannschaften haben einstimmig erklärt, den Eid nicht leisten zu wollen. Man hat ihnen aus Warschau mitgeteilt, daß sie in diesem Falle entwaffnet und in ein Gefangenenlager übergeführt werden sollten. Die Antwort war ein einziger Aufschrei der Wut. Sie wollten die Waffen nicht abgeben. Man soll sie ihnen mit Gewalt nehmen, wenn man will.

Da hat Pilsudski eingegriffen. Er will kein unnötiges Blutvergießen. Er weiß, daß seine Leute von der ersten Brigade es ernst meinen, wenn sie erklären, lebendig ihre Waffen, die sie fast drei Jahre in Ehren geführt haben, nicht abgeben zu wollen. Aber das wäre Unsinn. Jeder einzelne dieser Leute wird später noch gebraucht werden. Sie jetzt zu opfern, wäre ein Verbrechen an der polnischen Sache. Sie haben drei Jahre lang gekämpft. Sie haben hundertmal für Polen ihr Leben aufs Spiel gesetzt. Daß sie Mut haben, brauchen sie nicht mehr zu beweisen. Jetzt sollen sie die Zähne zusammenbeißen und für dasselbe Polen, für das sie gekämpft und geblutet haben, ins Gefängnis gehen.

Es ist nicht ganz leicht gewesen, die Leute von dieser Notwendigkeit zu überzeugen. Und schließlich ist es nur das bedingungslose Zutrauen jedes einzelnen zur Einsicht Josef Pilsudskis gewesen, das sie veranlaßt hat, heute hier anzutreten, zum letztenmal mit den alten Waffen, und auf die Herren aus Warschau zu warten, die im Auftrag des provisorischen Staatsrates kommen sollen, um diese Vereidigung vorzunehmen.

In der Ferne erhebt sich eine kleine Staubwolke. Das müssen sie sein. Jetzt ist der Wagen heran. Ihm entsteigen das Mitglied des Staatsrates, Grendyszynski, der Oberst Januschaitis und ein paar andere Herren in polnischen Uniformen. Alles ist genau vorbereitet. Ein scharfes Kommando hallt über den Platz. Unbeweglich stehen die Linien der Legionäre. Eine Handbewegung von Rydz-Smigly, und sein Adjutant geht auf den Obersten Januschaitis zu, um ihm zu melden, daß das Regiment befehlsgemäß angetreten sei. Noch ist die Vereidigung nicht erfolgt. Noch betrachten die Legionäre den Warschauer Staatsrat als ihre Regierungsbehörde. Der Befehl, heute hier zu stehen, ist von diesem selben Staatsrat erteilt worden. Also steht das Regiment hier.

Ein wenig blaß und nervös sind die Herren aus Warschau. Der Oberst Januschaitis nimmt die Meldung entgegen und bittet darum, das Regiment in einem Karree mit der Front nach innen antreten zu lassen.

Wieder ein paar Kommando. Bewegung kommt in die Linien. Die Flügel schwenken ein. Nach zwei Minuten steht das Regiment in der befohlenen Aufstellung. Die Offiziere innen vor der Front.

Noch einmal wirft Rydz-Smigly einen prüfenden Blick über seine Offiziere und Soldaten. Jeden einzelnen von ihnen kennt er. Er weiß, was jeder einzelne in den zurückliegenden Jahren geleistet hat. Das, was heute von ihnen verlangt werden muß, ist vielleicht das Schwerste. Aber trotzdem ist Rydz-Smigly absolut ruhig. Von seinen Leuten wird auch an diesem Tage niemand versagen.

Der Staatsrat Grendyszynski und der Oberst Januschaitis treten in die Mitte des Karrees. Es ist wirklich ein heißer Tag heute. Der Staatsrat fährt sich mit dem Taschentuch über die Stirn, ehe er mit seiner vorbereiteten Ansprache beginnt. Was er sagt, klingt ihm in diesem Augenblick selber hohl und leer. Es kommt ihm selber völlig wirkungslos vor, wenn er in die zu Stein gewordenen Gesichter der Offiziere und Soldaten da vor sich sieht. Der Staatsrat ist froh, als er zu Ende ist und zurücktreten kann. Jetzt hat Oberst Januschaitis das Wort.

Der Oberst hat selber zeitweise in der Legion gedient. Jetzt gehört er seit Monaten zur Militärkommission des Staatsrates in Warschau. Er versucht, an die alte Kameradschaft zu appellieren. Er erinnert an die Tage von Kielce, an die Gefechte in den Karpathen, an die Schlacht am Stochod. Aber all das tut in diesem Augenblick keine Wirkung. Die Legionäre wissen, daß dieser Appell an vergangene Zeit zu nichts anderem dienen soll, als ihnen diese verhaßte Eidesleistung schmackhaft zu machen.

Immer abweisender werden die Gesichter. Immer nervöser und unsicherer wird der Oberst. Er merkt, daß sein Appell vergeblich ist. Die Adern an den Schläfen schwellen ihm bedrohlich. Er tritt noch zwei Schritte weiter vor. Jetzt kommt das Letzte. Mit drohend erhobener Stimme teilte er mit, daß sofort jeder, der nicht den vorgeschriebenen Eid leisten wolle, in ein Gefangenenlager abtransportiert werden solle.

Die Tatsache an sich ist den Legionären keine Ueberraschung mehr. Aber hier in diesem Augenblick, in dem sie noch als polnische Soldaten, mit ihren Waffen in der Faust stehen, empfinden sie diese Drohung als besonders schwere Beleidigung. Einen Augenblick geht ein dumpfes Murren durch die Reihen der Legionäre.

Zwei Schritt hinter dem Oberst Januschaitis steht mit verschränkten Armen Rydz-Smigly. Er merkt die Bewegung. Er fühlt, daß eine Explosion unmittelbar bevorsteht.

gesammelt in stattlichen Leinenbänden von bleibendem Wert

Man wird noch nach Jahren gern in diesen dickleibigen Bänden blättern. - Die Einbanddecken in Ganzleinen können für 52 Hefte (Jahresband) oder in zwei Teilen für 26 Hefte (Halbjahresbände) bezogen werden u. kosten Fr. 3.- pro Exemplar

An die Expedition der
Schweizer Illustrierten Zeitung
Zofingen

Ich bestelle hiemit SIZ 1

1 Einbanddecke für den ganzen Jahrgang 1934
2 Einbanddecken für je 26 Hefte des Jahrganges 1934 der «Schweizer Illustrierten Zeitung» . . . } zu je Fr. 3.—

Den Betrag zahle ich zum Voraus auf ihr Postscheckkonto VI 417 Aarau - wollen Sie per Nachnahme erheben. *Nichtgew. streichen.*

Name .....

Genaue Adresse .....

RINGIER

Rasche Hilfe

bei Rheuma, Gicht, Ischias | Hexenschuß, Erkältungs-Krankheiten
Nerven- u. Kopfschmerzen bringt

Togal

Schmerzen zu ertragen ist heute nicht mehr nötig Warum machen Sie sich nicht die Errungenschaften der Wissenschaft zu nutze, wie Millionen andere es tun!? Kennen Sie nicht Togal! Es kostet nur Fr. 1.60 und ist in allen Apotheken erhältlich. Haben Sie Vertrauen: Togal wird auch Ihnen helfen, wenn nicht, dann geben wir Ihnen Ihr Geld zurück. Das Präparat verfügt über

6000 schriftliche Aerztegutachten.

Wenn Tausende von Aerzten dieses Mittel verordnen können auch Sie es vertrauensvoll kaufen. Schädigen Sie sich nicht durch minderwertige Präparate, für die Gesundheit ist das Beste gerade recht.

Togal ist ein Schweizer Erzeugnis

Preis Fr. 1.60

für eine 1/3 Packung • 1 große (1/1) Packung Fr. 4.—. Ersparnis beim Kauf einer groß. Packung Fr. —.80.

Togalwerk Zürich 6

Er macht eine kurze abwehrende Handbewegung. Und wieder stehen die Legionäre unbeweglich.

Januschaitis ist mit seiner Ansprache zu Ende. Einen Augenblick sieht er sich wie ratlos nach dem unbeweglichen Rydz-Smigly um. Er weiß nicht recht, wie die Dinge jetzt weiterlaufen werden. Doch er braucht nicht lange zu warten. Der dienstälteste Bataillonskommandeur, Major Wieczorkiewicz, tritt drei Schritte vor, macht kehrt, und scharf hallt seine Stimme über den Exerzierplatz:

„Leute, ihr habt die Worte des Herrn Obersten gehört. Wer von euch den Eid nicht leisten will, der trete fünfzehn Schritte vor die Front!"

Es ist, als ob diese Worte das Kommando zum Befehl eines Parademarsches gewesen seien. Der harte Boden des Exerzierplatzes dröhnt unter den Marschschritten des Regiments. Im Paradeschritt tun sie, Offiziere und Mannschaften, alle, die fünfzehn Schritte nach der Mitte des Karrees zu. Es ist, als ob der Staatsrat und der Oberst Januschaitis von der zusammenrückenden Mauer der Legionäre erdrückt werden sollten.

Der Staatsrat wird blaß. Er weicht für seine Person instinktiv ein paar Schritte zurück. Aber schon steht das Karree wieder. Ein kurzes Lächeln zuckt um die Mundwinkel von Rydz-Smilgy. Dann tönt seine Stimme: „Kehrt marsch!" Und zehn Sekunden später stehen die Linien des ersten Regiments wieder genau an der Stelle wie vorher.

Oberst Januschaitis faßt sich ein Herz und spricht die Soldaten noch einmal an. Diejenigen, die den Eid leisten wollen, sollen die Linien verlassen.

Stumm und drohend bleiben Offiziere und Soldaten stehen. Oberst Januschaitis hat den Befehl, alle diejenigen Offiziere, die den Eid nicht leisten, sofort von ihren dienstlichen Funktionen zu entheben. Dieses Auftrages entledigt er sich jetzt und fügt hinzu, daß sämtliche Offiziere des Regiments seinem Adjutanten ihre Degen zu übergeben haben. Ein paar Sekunden herrscht tödliches Schweigen. Dann tritt als erster der Leutnant Mlodzianowski vor, zieht seinen Degen und wirft ihn dem Obersten Januschaitis vor die Füße. Ihm folgt der Hauptmann Drescher, ihm folgen die andern Offiziere. Schweigend und verachtungsvoll. Blaß, mit zusammengebissenen Zähnen steht der Oberst Januschaitis. Stumm, mit brennenden Augen sehen die Unteroffiziere und Mannschaften dieses Schauspiel. Vor dem Obersten türmt sich der Berg der blanken Waffen. Die Sonnenstrahlen zaubern merkwürdige Reflexe. Als letzter tritt der Oberstleutnant Fabricy hervor. Klirrend fällt auch sein Degen zu den übrigen.

Wieder herrscht einen Augenblick eine beinahe unheimliche Ruhe. Dann hallt, wie auf ein Kommando, aus den Reihen der Soldaten der Ruf: „Ein Hurra für unsere Offiziere! Schande über die Verräter!"

Das ist die Eidesleistung des ersten Regiments der ersten Legion. Bei den übrigen Regimentern der Legion verlaufen die Vereidigungsversuche ganz ähnlich. Von sechstausend Mann verweigern fünftausendzweihundert den Eid. Sie werden, sofern sie österreichische Staatsangehörige sind, auf einzelne Regimenter der österreichischen Armee aufgeteilt, die Freiwilligen aus Kongreßpolen, die ja ursprünglich staatsrechtlich russische Bürger sind, werden in verschiedenen Gefangenenlagern interniert.

Josef Pilsudski erhält die Nachricht von der Verweigerung der Eidesleistung in Warschau. Er weiß, daß nach dieser Demonstration die Deutschen auch gegen ihn vorgehen müssen. Aber noch ist er in Freiheit, noch hat er die Möglichkeit, ein Wort der Anerkennung an seine Mitkämpfer zu richten. Er erläßt deshalb eine Kundgebung an die Legionäre, in der es unter anderem heißt:

„Ich bin stolz, zu sehen, daß der polnische Soldat in dieser letzten großen Krise ganz spontan die einzige Haltung eingenommen hat, die dem Gefühl für die polnische Nationalehre entspricht."

Doch damit nicht genug, richtet Pilsudski einen Brief an den Generalgouverneur von Beseler, in dem er ihn bittet, ihn der Ehre für würdig zu befinden, das Schicksal seiner Kameraden zu teilen. Die Leitung der P. O. W. hat er schon vorher abgegeben. Diese Organisation wird weiter arbeiten können, auch wenn Josef Pilsudski selbst für die nächste Zeit ausgeschaltet werden sollte.

Dann wartet er in seiner Wohnung in Warschau die Dinge ab. Nicht allzu lange braucht er zu warten. In den Abendstunden des 21. Juli 1917 erscheinen bei ihm zwei deutsche Offiziere mit einem Haftbefehl des Generalgouverneurs. Ein Auto führt Josef Pilsudski in schneller Fahrt hinauf zur Zitadelle von Warschau.

Josef Pilsudski kennt diese Zitadelle. In ihr hat er die fürchterlichsten Monate seines Lebens zugebracht. Jetzt verbringt er wieder als Gefangener dort eine Nacht. Nicht mehr wie damals im Pavillon zehn. Heute wird er mit Höflichkeit behandelt. Aber wieder ist er Gefangener. Und in dieser Nacht überlegt er sich immer von neuem, ob es ewig sein Schicksal sein wird, für die Freiheit seines Vaterlandes in die Gefängnisse zu gehen. Sibirien, russische Gefängnisse, und nun Gefangener der Deutschen. Ist das das Ende für einen, der sich und seinem Volke ein freies Vaterland ertrotzen will?

Noch geht Josef Pilsudski grübelnd in seiner Zelle auf und ab. Es ist schon spät in der Nacht, doch er kann nicht schlafen. Er weiß und mehr noch: er fühlt, daß er nicht anders handeln konnte, als er gehandelt hat. Das Schicksal wird seinen Lauf nehmen. Was er, Josef Pilsudski aus Zuchow bei Wilna, tun konnte, das hat er getan. Eine höhere Gewalt muß jetzt entscheiden, ob sein Kampf zum Ziele führt oder nicht.

Schon am nächsten Morgen wird Pilsudski aus Warschau abtransportiert. Zusammen mit seinem alten Freund und Mitkämpfer Oberst Sosnkowski, der ebenfalls in der vergangenen Nacht verhaftet worden ist, wird er in die Festung Magdeburg übergeführt.

Länger als ein Jahr ist Josef Pilsudski nun wieder Gefangener. Die Jahre und Monate, die er in seinem Leben schon gefangen gesessen hat, summieren sich zu einer runden Zahl. Aber während dieses letzten Jahres, in dem Pilsudski das Leben eines Gefangenen führt, entscheidet sich das Schicksal Polens endgültig. Und vielleicht ist gerade diese Tatsache, daß die letzten Entscheidungen in einer Zeit fallen, in der der aktivste polnische Kämpfer wieder einmal ausgeschaltet ist, aufschlußreich für den Sinn des Lebens dieses merkwürdigen Menschen Josef Pilsudski.

Dieser Mann, der nun schon über fünfzig alt ist, steht seit er zu denken vermag, im Kampfe für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Volkes. Als er diesen Kampf begann, schien er aussichtsloser als aussichtlos zu sein. Als er ihn trotz übermenschlicher Widerstände und Schwierigkeiten weiterführte, hielt man ihn für einen im besten Falle halbnormalen Utopisten.

In diesem Jahr in Magdeburg hat Josef Pilsudski reichlich Zeit, über sein ganzes Leben und über seinen Kampf für Polen nachzudenken. In diesem Jahr kämpft er manchmal mit sich selber um den Sinn dieses wildbewegten Kampflebens. Doch niemals wird er auch nur einen Augenblick irre an seiner Mission. Viel zu fest wurzelt er in der Tradition des polnischen Freiheitskampfes. Viel zu tief lebt in ihm der wirkliche Sinn dieses ganzen Ringens eines Volkes. So, wie er gehandelt hat, mußte er handeln. Nicht so sehr aus Ueberlegung, sondern aus dem tiefen und starken Gefühl einer höheren Notwendigkeit.

Monatelang hat man Josef Pilsudski immer wieder Siegesberichte der deutschen Armeen zu lesen gegeben. Doch im Herbst 1918 fühlt man selbst hinter den meterdicken Mauern der Magdeburger Zitadelle eine immer stärker werdende Unsicherheit und Nervosität. Und so ist Josef Pilsudski eigentlich gar nicht mehr überrascht, als am Morgen des 9. November 1918 zwei deutsche Offiziere, diesmal in Zivil, seine Zelle betreten. Josef Pilsudski ist an diesem Morgen im Gespräch mit seinem Freunde und Mitgefangenen Sosnkowski. Die beiden Deutschen scheinen recht nervös zu sein. In kurzen, abgerissenen Worten teilen sie mit, daß Pilsudski und Sosnkowski frei sind. Auf Befehl der deutschen Regierung sollen sie von den beiden Herren sofort im Auto nach Berlin gebracht werden. Keine Minute darf verloren gehen. Jetzt auf einmal ist alles ganz ungeheuer eilig.

In Berlin gibt es noch einmal einen kurzen Aufenthalt. Einzelne deutsche Regierungsstellen wollen noch gewisse politische Verhandlungen mit Pilsudski führen, ehe er nach Warschau zurückkehrt. Zu irgendwelchen bindenden Vereinbarungen kommt es nicht mehr. Man stellt Pilsudski und Sosnkowski eine Lokomotive mit einem Wagen erster Klasse zur Verfügung, der sie in der Nacht vom 10. zum 11. November nach Warschau bringt.

Der 11. November ist ein Sonntag. Ganz Warschau weiß, daß an diesem Morgen Pilsudski als freier Mann zurückkehrt. Tausende sind am Bahnhof, als der kleine Sonderzug morgens um sieben Uhr einläuft. Fast die ganze Nacht haben sie dort gewartet. Der Empfang ist enthusiastisch. Noch am selben Tage überträgt der Regentschaftsrat Josef Pilsudski das Oberkommando über die neu zu bildende polnische Armee. Es folgen achtundvierzig wirre Stunden, angefüllt mit Verhandlungen mit dem deutschen Soldatenrat in Warschau, der von Pilsudski Sicherungen für den Abtransport der deutschen Besatzungsformationen aus Polen haben möchte.

Inzwischen arbeitet überall im Lande die P. O. W. An vielen Stellen werden die deutschen Etappenformationen entwaffnet. Ihre militärische Ausrüstung wird den Grundstock für die Bewaffnung der neuen polnischen Armee bilden.

Am 14. November legt der Regentschaftsrat auch seine politischen Vollmachten in die Hände Pilsudskis. Josef Pilsudski ist damit der erste Staatschef des freien polnischen Staates.

Das „Wunder an der Weichsel".

Polen ist frei. Josef Pilsudski ist der erste Staatschef und gleichzeitig der erste Armee-Oberkommandierende seines befreiten Vaterlandes. Er hat sein Ziel erreicht. Dieses Ziel, für das er ein Leben lang gearbeitet, gekämpft und gelitten hat. Dieses Ziel, für das er nach Sibirien, ins Irrenhaus und in die Festung Magdeburg gegangen ist.

Aber ist das Ziel wirklich schon erreicht? Dem ersten Staatschef Polens bleibt nicht allzuviel Zeit, Triumphe zu feiern. Jetzt erst beginnt die eigentliche Arbeit. Dieses Polen ist im Augenblick mehr ein Begriff als eine Tatsache. Fast das ganze Gebiet des neuen Staates ist jahrelang Kriegsgebiet gewesen. Die Verwüstungen, die Schäden sind ungeheuer. Städte liegen in Asche; die Verkehrsmittel funktionieren nur so weit, wie das für die Bedürfnisse der okkupierenden Mächte notwendig gewesen ist. Die Verluste an totem und lebendem Inventar auf dem flachen Lande betragen Hunderte von Millionen. Es existieren nur die Ansätze eines Verwaltungsapparates. Alles muß eigentlich aus dem Boden gestampft werden.

Aufgaben über Aufgaben. Mehr als genug für einen Mann selbst von der Energie und Tatkraft Josef Pilsudskis.

Aber all das spielt im Augenblick für ihn nur eine untergeordnete Rolle. Polen ist frei, und seine Aufgabe ist es, dieses freie Polen wieder zu der Bedeutung zurückzuführen, die es vor Jahrhunderten einmal gehabt hat: Polen soll eine osteuropäische Großmacht werden.

Wieder ein Traum? Schon einen Traum, den vom freien Polen, hat Josef Pilsudski verwirklicht. Er gönnt sich keine Ruhe, um auch den neuen Traum, den von der Großmacht Polen, zur Realität zu machen.

Dieser Mann, der sein ganzes Leben lang ein Romantiker der Idee und ein Realist der Tat gewesen ist, weiß, daß zur Verwirklichung des zweiten großen Traumes vor allem eins gehört: eine starke und schlagkräftige Armee. Sie muß geschaffen werden, um die Grenzen des neuen Polen so weit zu stecken, daß die Voraussetzungen für eine künftige Großmachtstellung schon äußerlich erfüllt ist. Nirgends stehen diese Grenzen fest. Auf der Friedenskonferenz in Paris wird geredet und diskutiert. Dort werden Denkschriften angefertigt, dort wird intrigiert. Dort wird gehandelt, vor und hinter den Kulissen.

In Warschau sitzen Josef Pilsudski und seine Mitarbeiter. Sie lesen die Berichte aus Paris und sie zucken die Achseln: Auf dem Papier wird Polens Schicksal nicht entschieden werden. Mögen die Herren in Paris sich noch so wichtig vorkommen, hier an Ort und Stelle wird man vollendete Tatsachen schaffen, und diese vollendeten Tatsachen werden den Bedürfnissen des neuen polnischen Staates zu entsprechen haben.

Aber als erstes immer wieder die Armee.

Zu Beginn des Jahres 1919 stehen zunächst ein paar tausend alte Legionäre und die Mitglieder der P. O. W. zur Verfügung. Das sind vielleicht dreißigtausend Mann. Viel zu wenig. Dazu kommen jene Formationen, die im Verlaufe der revolutionären Ereignisse in Rußland aus ehemaligen polnischen Angehörigen der russischen Armee zusammengestellt worden sind. Das sind vielleicht vierzig- bis sechzigtausend Mann. Viel zu wenig. Dazu kommt schließlich die sogenannte Haller-Armee, die im Laufe des Jahres 1918 auf französischem Boden von dem früheren Kommandeur der zweiten Legionsbrigade, General Josef Haller, aufgestellt worden ist. Das sind ein paar Divisionen. Sicherlich eine wertvolle Ergänzung, aber für die Ziele Pilsudskis ist auch das noch nicht genug.

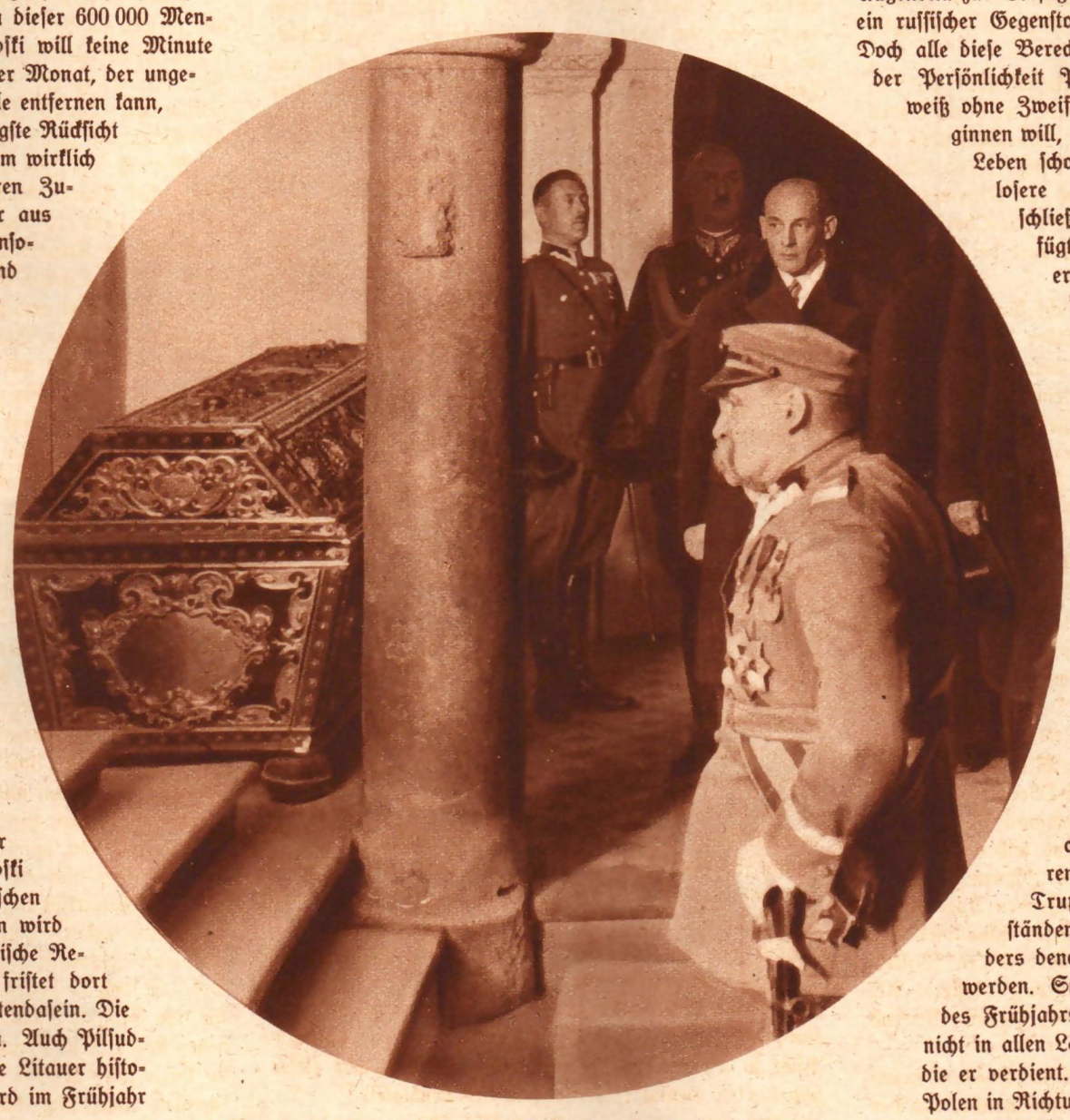
Mit unbeugsamer Energie geht er, unterstützt von seinem alten Mitkämpfer und Freund Kasimir Sosnkowski, daran, immer neue Formationen zusammenzustellen. Bereits Mitte Februar zählt die neue polnische Armee etwa 8800 Offiziere und 147 000 Mann. Das ist der Kern. Bis zum Frühjahr 1920 wird die Armee auf beinahe 600 000 Mann gebracht. Das ist schon rein organisatorisch eine ungeheure Leistung. Aber diese Armee ist naturgemäß in vieler Hinsicht nicht erstklassig. Ausrüstung und Bewaffnung sind ungleichmäßig, teilweise sogar ausgesprochen schlecht. Man hat deutsches, österreichisches und russisches Kriegsmaterial in ziemlichen Mengen zur Verfügung. Aber immer wieder kommt es vor, daß bei irgendeiner Formation russische Gewehre und deutsche Munition oder österreichische Geschütze und deutsche Granaten vorhanden sind.

Auch die Uniformierung und sonstige Ausrüstung lassen viel zu wünschen übrig. Rucksäcke an Stelle von Tornistern oder gar ein Stück Bindfaden an Stelle des Koppels sind keine Seltenheit. Doch das alles ist nicht das Entscheidende. Wesentlicher als diese äußerlichen Schönheitsfehler und selbst gewisse Organisationsmängel ist der mangelnde innere Zusammenhalt dieser in größter Uebereilung aufgestellten Armee. Es liegt in der Sache, daß die ungeheure Aktivität Pilsudskis und seiner Mitarbeiter, daß ihr brennender nationaler Wille nicht in so kurzer Zeit, wie sie hier zur Verfügung steht, in jedem einzelnen dieser 600 000 Menschen lebendig werden kann. Pilsudski will keine Minute unnötig verlieren. Er weiß, daß jeder Monat, der ungenützt verstreicht, ihn von seinem Ziele entfernen kann, und deshalb nimmt er nicht die geringste Rücksicht darauf, daß eine so große Armee, um wirklich leistungsfähig zu sein, eines inneren Zusammenhaltes bedarf, der nicht nur aus nationaler Gesinnung, sondern ebensosehr aus militärischer Tradition und Erziehung entspringen muß. Vielleicht weiß Josef Pilsudski auch das. Und wenn er es weiß, dann stellt die Tatsache, daß er dieses Wissen zurückstellt, der Stärke seiner Energie und seines Wollens ein neues beweiskräftiges Zeugnis aus. Schon das Jahr 1919 bringt an den verschiedensten Fronten teilweise erbitterte Kämpfe. In Ostgalizien will man nicht ohne weiteres die Herrschaft des neuen polnischen Staates anerkennen. Das von den Oesterreichern bewußt gepflegte Nationalbewußtsein der ruthenischen Bauernbevölkerung führt zu offenem Widerstand gegen die polnischen Herrschaftsabsichten. Eine westukrainische Republik mit der Hauptstadt Lemberg entsteht. Pilsudski schlägt mit überlegenen militärischen Kräften zu. Nach blutigen Kämpfen wird Lemberg genommen. Die westukrainische Regierung entflieht nach Wien und fristet dort noch ein paar Jahre lang ein Schattendasein. Die erste vollendete Tatsache ist geschaffen. Auch Pilsudskis Heimatstadt Wilna, auf die die Litauer historische Ansprüche geltend machen, wird im Frühjahr 1919 von polnischen Truppen besetzt.

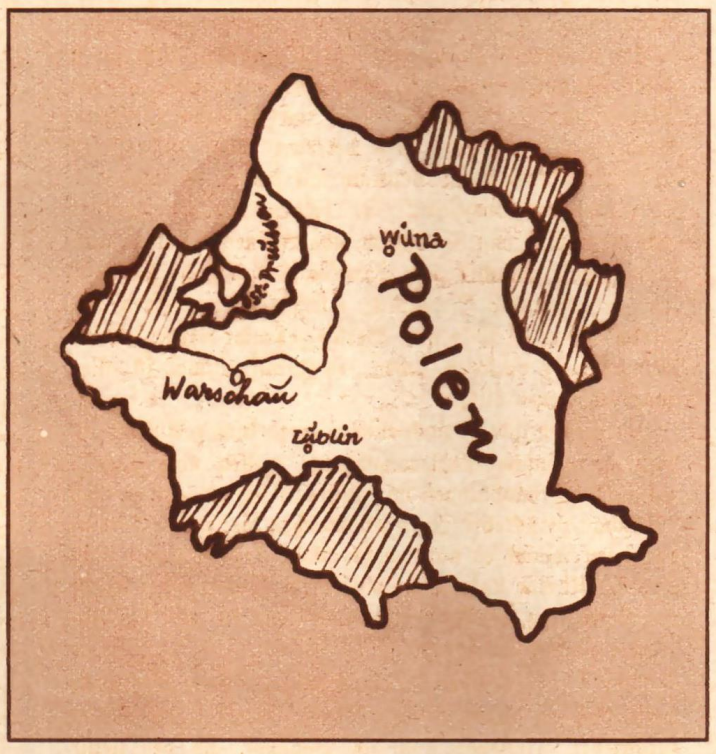
Doch ein ganz großer Posten in der Rechnung Josef Pilsudskis ist noch offen. Der tatsächliche Machtbereich des neuen polnischen Staates hat im Osten noch nicht die alten Grenzen von 1772, d. h. also vor der ersten Teilung Polens, erreicht. Durch Teilungsvertrag zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen hat Polen im Jahre 1773 ein Gebiet mit rund 5 Millionen Einwohnern verloren. Auch das bolschewistische Rußland ist noch eine respektable Macht. Freiwillig wird es diese Gebiete nicht räumen. Hier müssen die Waffen entscheiden. Hier muß es zu einem Aufeinanderprall kommen, der unter Umständen für das neue Polen nicht ohne Gefahr sein wird. Pilsudski weiß das. Aber trotzdem zögert er nicht einen Augenblick. Wenn er sein Ziel erreichen will, darf er vor dieser Entscheidung nicht zurückschrecken. Sein Wille und seine Energie müssen sich auch hier durchsetzen. Das polnische Volk muß ihm folgen, auch wenn der Weg schwer und gefahrvoll ist. Dieser Mann, der sich selber nie etwas geschenkt hat, schenkt auch seinem Volke nichts.

Zu Beginn des Jahres 1920 merkt man in Moskau, was die Glocke geschlagen hat. Die fieberhaften Rüstungen in Polen können ja keinen anderen Sinn haben, als einen Waffengang mit Rußland vorzubereiten. Doch in Moskau legt man in diesem Augenblick keinen gesteigerten Wert darauf, mit Polen Krieg zu führen. Noch sind ja die Interventionsversuche der fremden Mächte und die gegenrevolutionären Unternehmungen der weißen Generale keineswegs alle abgeschlagen. Es wäre ja ein Wahnsinn, in diesem Augenblick auch noch mit dem starken polnischen Gegner anzubinden.

Rein militärisch betrachtet ist daher die Konzentration einer starken russischen Armee nördlich der Pripjetsümpfe eher eine Maßnahme zur Verhinderung eines militärischen Konfliktes als das Gegenteil. Man weiß nämlich in Moskau bereits seit einiger Zeit, daß Pilsudski den ersten Stoß nach Südosten in Richtung auf Kiew anzusetzen beabsichtigt. Zur politischen Sicherung des militärischen Vorstoßes wird über einen Vertrag mit dem Hetman der Ukraine Petljura verhandelt. Nach diesem Vertrag verpflichtet sich Polen, die sowjetrussischen Truppen aus der Ukraine zu vertreiben; Petljura dagegen verzichtet für sein künftiges Reich auf die ja bereits im Frühjahr 1919 von den Polen militärisch besetzten Gebiete der Westukraine und von Wolhynien.



Pilsudski besucht den Sarg des Türkenbefreiers Sobieski in Krakau.



☐ Polen im Jahre 1773 nach der ersten Teilung
||||| Die an Rußland, Preußen und Oesterreich abgetretenen Gebiete.

Das polnische Königreich im Jahre 1772 nach der ersten Teilung. Durch Teilungsvertrag mußte die Nation damals nahezu einen Drittel ihres Gebietes (auf der Karte schraffiert) mit 5 Millionen Einwohnern an Preußen, Rußland und Oesterreich abtreten. Zehn Jahre später drangen die Russen und Preußen neuerdings in Polen ein und zwangen das Land zu neuen Gebietsabtretungen, sodaß die Nation auf einen Drittel ihres ehemaligen Bestandes zusammenschrumpfte. Die letzte Teilung zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland fand genau drei Jahre später statt. Sie hatte den Charakter einer vollständigen Aufteilung, sodaß die unglückliche Nation durch mehr als ein volles Jahrhundert hindurch eigentlich nur noch dem Namen nach existierte.

Angesichts dieser Lage stellte die politisch-militärische Führung der Russen die folgende Ueberlegung an: Eine durchaus unmißverständliche militärische Drohung im Nordosten, die jederzeit eine gewisse Gefährdung der polnischen Kernlande darstellen kann, wird wahrscheinlich geeignet sein, die Polen von ihrer Exkursion in die Ukraine abzuhalten. Ein solcher Vorstoß würde ja auch tatsächlich bedeuten, daß sehr starke polnische Kräfte sich weit von ihrer Ausgangsbasis entfernen und dann nicht in dem Augenblick zur Verfügung stehen, in dem unter Umständen ein russischer Gegenstoß an der nördlichen Front einsetzt. Doch alle diese Berechnungen sind ohne Berücksichtigung der Persönlichkeit Pilsudskis aufgestellt. Dieser Mann weiß ohne Zweifel, daß das Spiel, was er jetzt beginnen will, gefährlich ist. Aber er hat in seinem Leben schon viel gefährlichere und aussichtslosere Unternehmungen angefangen und schließlich durchgeführt. Jetzt endlich verfügt er über eine große Armee. Zum erstenmal in seinem Leben. Und jetzt soll er sich durch strategische Ueberlegungen davon abhalten lassen, dem zweiten großen Ziel seines Lebens einen sehr beträchtlichen Schritt näherzukommen? Die Russen hätten Josef Pilsudski eigentlich besser kennen müssen. Am 23. April wird der Vertrag mit Petljura unterzeichnet, und zwei Tage später tritt eine polnische Armee in Stärke von acht Infanterie-Divisionen, einer Sonder-Brigade und vier Kavallerie-Brigaden den Vormarsch in Richtung Kiew an. Im Norden hat Marschall Pilsudski einige Divisionen zurückgelassen, um einen möglichen oder eigentlich sogar wahrscheinlichen Gegenstoß der Russen abzuwehren. Er ist der Meinung, daß polnische Truppen immer und unter allen Umständen russischen Formationen und besonders denen der Bolschewisten überlegen sein werden. So beginnt dieser merkwürdige Krieg des Frühjahrs und Sommers 1920, der damals nicht in allen Ländern die Beachtung gefunden hat, die er verdient. Zunächst stößt der Vormarsch der Polen in Richtung auf Kiew auf keinen wesentlichen Widerstand der Russen. Die polnischen Heeresberichte wissen zwar von großen Siegen zu berichten, aber in Wahrheit weichen die verhältnismäßig schwachen russischen Kräfte ziemlich kampflos zurück. Es mag sein, daß man in Moskau von dem entgegen den Erwartungen begonnenen polnischen Angriff im Südosten tatsächlich zunächst sehr überrascht gewesen ist.

Aber sehr bald wird der russische Rückzug zu einer bewußten strategischen Kombination. Wenn es gelingt, die polnische Armee bis nach Kiew oder sogar noch weiter zu locken, so ist im Norden der Weg für einen tödlichen Gegenstoß frei. Die polnischen Kräfte, die hier den Russen gegenüberstehen, sind zahlenmäßig so weit unterlegen, daß sie menschlichem Ermessen nach geworfen werden müssen.

Während der letzten Tage des April und der ersten Tage des Mai siegen die Polen auf ihrem Marsch nach Kiew Tag für Tag. Aber diese Siege haben irgendwie etwas Unheimliches. Ukrainische Bandenführer wie die Hetmane Machenow und Tjutjusik schließen sich mit ihren Formationen dem polnischen Vormarsch an.

In der Warschauer Presse wird diese Tatsache als großer politischer Erfolg Polens gefeiert. Aber man vergißt dabei, daß Leute, wie der alte Räuberhauptmann Machnow, noch vor gar nicht allzu langer Zeit auf der Seite der Bolschewisten gekämpft haben. Diese ukrainischen Bandenführer, deren allerdings nicht einmal schlecht bewaffnete Haufen mit Stolz als zwei ukrainische Divisionen bezeichnet werden, kämpfen immer da, wo es etwas zu erben gibt. Wer sich auf sie verläßt, für den Fall nämlich, wo das Glück einmal umschlägt, der ist verlassen genug. Das haben alle erfahren, die mit ihnen zu tun hatten. Erst die Deutschen, dann Denikin und Wrangel und schließlich die Bolschewiken. Den Polen wird es nicht anders gehen.

(Fortsetzung folgt)

Manieren

Eigentlich ist es merkwürdig, daß so wenig Gebrauch von ihnen gemacht wird, da sie ja nichts kosten und erfahrungsgemäß doch immer einen guten Eindruck hervorrufen. Allerdings wechselt der Begriff der Höflichkeit, ebenso wie die Begriffe der Ehre und der Moral, mit den wechselnden Breitegraden. In Spanien oder Japan sich nach dem Befinden der verehrten Frau Gemahlin zu erkundigen, wäre keine Höflichkeit, sondern eine grobe Taktlosigkeit, fast eine Beleidigung. Die lateinischen Völker sind besondere Sachwalter der Höflichkeit, und charakteristischerweise heißt Höflichkeit im Französischen: Politesse, was eher mit Politur als mit Politik zusammenhängt. Diese Oberflächenhöflichkeit, die Seume schon als „übertünchte Höflichkeit" bezeichnete, ist freilich sehr wesensverschieden von der schönsten Höflichkeit, die es gibt: der Höflichkeit des Herzens. Natürlich braucht die Höflichkeit nicht übertrieben zu werden, wie bei den Ostasiaten, die sich in Höflichkeitsbezeugungen förmlich überbieten. Einem chinesischen Schriftsteller sein Manuskript einfach mit dem Ausdruck des Bedauerns zurückzusenden, würde nur Staunen und Verwunderung auslösen. Wenn man sich aber umgekehrt vorstellt, daß unsereins, dem täglich Hunderte Manuskripte auf den Tisch fliegen, jedesmal eine Antwort wie die folgende erteilten sollte, erfaßte einen gelinder Schrecken. Solch ein garantiert echtes chinesisches Begleitschreiben lautet aber so:

Erlauchter Bruder der Sonne und des Mondes!

Siehe Deinen Diener hingestreckt zu Deinen Füßen. Ich küße die Erde vor Dir und erflehe von Deiner Gnade die Erlaubnis, zu reden und zu leben. Dein geehrtes Manuskript hat die Gnade gehabt, das Licht seines erhabenen Anblicks auf uns auszugießen. Mit Entzücken haben wir es innerhalb der letzten zweiunddreißig Monate durchflogen. Bei den Gebeinen meiner Vorfahren, solches Pathos, solch hohe Gedanken, solch ein prachtvoller Stoff sind mir noch nie vorgekommen! Mit Furcht und Zittern schicke ich es zurück. Wenn ich den Schatz, den Du mir geschickt hast, drucken ließe, so könnte die Regierung befehlen, daß Dein Werk zum Maßstab aller künftigen Publikationen gemacht werden solle, und daß nichts gedruckt werden dürfe, das ihm nicht gleichkomme. Bei meiner Literaturkenntnis weiß ich aber sehr gut, daß es in zehntausend Jahren unmöglich wäre, es Deiner Arbeit gleichzutun, und deshalb schicke ich sie zurück. Ich erflehe hunderttausendmal Deine Verzeihung. Siehe, mein Haupt liegt zu Deinen Füßen. Betrachte es als Deinen Fußteppich. Verfahre nach Belieben mit ihm. Deines Dieners Diener: Der Redaktor.

Schildkrötenfang in der Südsee

Fortsetzung von Seite 11.

gesteckt, ereilte sie ihr Schicksal. Beim Luftschöpfen mußte sie einen Augenblick lang, vielleicht war es nur eine Sekunde, ihren Fortbewegungsmechanismus einstellen. Dieser Augenblick aber genügte ihren Verfolgern. Pfeilschnell kam das erste Canoe herangesaust, zwei Mann sprangen rasch wie der Blitz kopfüber in das Wasser und tauchten nach der Schildkröte. Die anderen Boote folgten, das Wasser schäumte hoch auf. Dann waren alle Köpfe unter Wasser verschwunden. Doch noch war die Schildkröte in ihrem Element und wehrte sich mit Hilfe ihrer scharfen gefährlichen Krallen. Nach einigen Sekunden aber leuchtete es weiß zu mir herüber. Es war einem der Schwimmer gelungen, sie am Genick zu fassen, die übrigen Jäger hatten den Augenblick benützt, um den tapferen Gegner auf den Rücken zu drehen. Nun war der Kampf gewonnen; im Triumph ging es dem Strande zu. Hier umtanzten die Jäger die Beute mit gellendem Kriegsgeschrei, dann wurde mit Mangrovenstöcken eine kleine Umzäunung im Wattmeer errichtet. Hier lag nun das viele Zentner schwere Tier wochenlang im seichten Wasser, bis der Sohn des mächtigen Häuptlings sein erstes Canoe erhalten sollte. Für dieses Fest wurde die Schildkröte gemästet, bis sie ihr Erdendasein als Festbraten für die Ehrengäste beschloß.

Das Kompliment

Kein Kompliment könnte eine Frau mehr befriedigen, als die Worte: „Sie sind aber schlank geworden, Madame!" — Wollen Sie dieses Kompliment hören? Es ist leicht, wieder schlank zu werden. Eine Kur mit LEOBALTEE genügt und alles Fett ist verschwunden, der Körper wie neugeboren. Vielen Tausenden hat dieser unschädliche Schlankheitstee schon geholfen und darum ist er auch der Tee der Hollywooder Filmstars.

Kurpackungen zu Fr. 8.— und Fr. 4.25, Wochenprobe Fr. 1.50 in allen Apotheken.

Auch in Dragées-Form zu Fr. 6.50 pro Schachtel und Fr. 12.50 pro Kurpackung erhältlich.

Gratismuster durch: Löwen-Apotheke, Basel

„Leobal"

das 1×1 der Schlanken

Wegen Imitation ausdrücklich Dr. Weinreich's LEOBAL verlangen!

FEIN UND MILD
PREIS FR. 1.–

Bekannt unter dem Namen:
"BÄUMLI-HABANA"

Eduard Eichenberger Söhne
BEINWIL a/SEE SCHWEIZ

Mit offenen Augen

Sie wissen, verehrte Hausfrau, daß es gerade bei den vielerlei Einkäufen des täglichen Bedarfs gilt, die Augen offen zu halten. Inserate erleichtern diese oft schwere Pflicht. Denn sie vermitteln vielerlei nützliche Winke und Ratschläge. Vor allem aber: Firmen, die ständig inserieren, bürgen vor aller Öffentlichkeit mit ihrem Namen dafür, daß Sie für Ihr gutes Geld wirklich den vollen Gegenwert erhalten.

Inserate lesen heißt besser einkaufen

Gute Tips für Ihre Reise

BASEL
Tea Room Riggenbach, Freiestraße 59
vornehm u. modern, Sonntags geöffnet. Apéritifs. Erstkl. Pâtisserie. Kaltes Buffet. Spezialität: Basler Leckerli.

BASEL
Hotel Baslerhof Christl. Hospiz
Aeschenvorstadt 55. Das gut geführte Haus Nähe Zentralbahnhof. Zimmer v. Fr. 4-6. App. m. Bad u. Staatstelefon. Führ. alkoholfr. Restauration. Gepfl. Küche. Dir. F. Zahler

DAVOS
Palace Hotel
200 Betten · Sportliches Zentrum · Pensionspreis von Fr. 17.- an.

GSTAAD
Grand Hotel Alpina
Qualität hält seinen Preis! Pensionspreis von Fr. 13.50 an. Prospekte. Höflich empfiehlt sich E. Burri-Jaggi

KLOSTERS
Grand Hotel Vereina 1250 m über Meer
Erstklassig in jeder Beziehung · Pensionspreise von Fr. 16.- an · Mitten im schönsten Skigebiet · Skischule.

LENZERHEIDE
Hotel Schweizerhof 1500 m über Meer
Das Haus für Ihre Wintersport-Ferien. Jeder Komfort. Pension von Fr. 16.- an. - Prosp. durch F. Brenn, Propr.

LOCARNO
Park-Hotel Modernes
Haus. Genußreichster Winteraufenthalt. Prima Verpfl. Pension alles inbegr. ab 12.50. Tel. 555. M. Hagen, Bes.

MÜRREN
Regina-Hotel Beau-Site 1650 m über Meer
modern, behaglich, bekannt gepflegte Küche. Pension inkl. alle Taxen, Skischule etc. ab Fr. 14.-

ST. MORITZ
Grand Hotel
Das allererstklassige Familienhotel am Platz - Sehr mäßige Preise - Beste Lage mit prachtvoller Aussicht.

ST. MORITZ-CAMPFÉR
Hotel Campfér
Sonnige Lage. Fließendes Wasser. Garage in der Nähe. Zeitgemäße Preise. J. Staub.

MINERVA · BASEL

Rasche, gründliche Vorbereitung auf MATURITÄT Polytechnikum, Technikum, Spezialexamen. Beste Erfolge durch individuellen, seriösen Unterricht.

SCHACH

BEARBEITET VON FR. GYGLI.

Partie Nr. 292.

(Im Wettkampf zwischen der Basler und der Zürcher Schachgesellschaft am 8. Dezember 1934 in Basel gespielt.)

Weiß: Dr. E. Voellmy (Basel).
Schwarz: H. Johner (Zürich).

1. d2—d4, Sg8—f6 2. c2—c4, é7—é6 3. Sb1—c3, Lf8—b4 4. Dd1—c2, Sb8—c6 5. Sg1—f3, 0—0 6. Lc1—g5, d7—d6 7. é2—é3, Dd8—é7 8. Lf1—d3, h7—h6 9. Lg5—h4, é6—é5

Dieser befreiende Vorstoß ist das erste Hauptziel des mit 4. .., Sb8—c6 beginnenden, als «Zürcher Variante» bekannt gewordenen Verteidigungssystems, das H. Johner sehr genau kennt und mit Vorliebe anwendet; auf 10. d4—d5 würde nun nicht der Rückzug des Springers nach b8 oder d8, sondern das Scheinopfer Sc6—d4! folgen und in jedem Fall eine Verschlechterung der weißen Bauernstellung erzwingen.

10. d4 : é5, d6 : é5 11. Lh4 : f6

Das nächstliegende Mittel, um die Drohung é5—é4 zu beseitigen; dem gleichen Zweck dient besser 11. Sf3—d2 (Sc6—d4 12. Dc2—c1! usw.), denn der Tausch auf f6 erleichtert das schwarze Spiel und gibt das Läuferpaar zu billig preis.

11..., Dé7 : f6 12. 0—0—0, Lb4 : c3 13. Dc2 : c3, Tf8—é8!

Vor Lc8—f5 veranlaßt Schwarz durch die Drohung é5—é4 noch den folgenden Zug und gewinnt damit ein wichtiges Tempo, um den Schutz des Bauern é5 für die bevorstehenden Verwicklungen zu verstärken.

14. Ld3—é4, Lc8—f5 15. Sf3—d2

Nach 15. L : f5, D : f5 16. Td5 wäre a7—a5 sehr stark; falls dann 17. a2—a3, so trotzdem Sc6—b4! mit Qualitätsgewinn.

15. .., a7—a5

Auch jetzt ist dieser Zug am Platze; er leitet den späteren Rochadeangriff ein, dient aber vorerst hauptsächlich dem Kampf um die d-Linie, der für beide Gegner die Leitgedanken des Mittelspiels bestimmt. Zu beachten ist hier nebenbei die Möglichkeit des folgenden Reinfalls: 15. .., L : é4 16. S : é4, Dg6 17. f2—f3!, D : g2? 18. Sf6+! und gewinnt die Qualität, da g7 : f6 durch Tg1 die Dame kostet.

16. f2—f3, Sc6—b4 17. Kc1—b1, Té8—d8 18. a2—a3

Weiß unterschätzte oder übersah vermutlich den folgenden Springerzug. Besser ist 10. L : f5, D : f5 11. Sé4, wonach sich Weiß in der d-Linie wohl halten kann.

18. .., Sb4—d3! 19. Lé4 : f5

Und hier wäre es am einfachsten und besten gewesen, mit Th1—f1 zunächst die Hauptdrohung (Sd3—f2) zu beseitigen; nachher hätte unter Umständen L : f5 und Sé4 folgen können.

19. .., Df6 : f5 20. Dc3—c2

Nicht é3—é4 wegen Dg5! mit der Doppeldrohung Sf2 oder D : g2. Auch 20. Sé4 geht jetzt natürlich wegen der Antwort Sd3—f2 nicht.

20. .., Df5—g5 21. Sé3—f1

Nur dieser peinliche Rückzug, der den Th1 vorläufig vom Kampf um die d-Linie ausschaltet, vermag alle drei Drohungen (Sg3—f2, oder D : é3, oder D : g2) zu parieren.

21. .., Sd3—c5

Droht mit T : d1+, D : d1, Ta8—d8 die d-Linie zu erobern; das folgende Entgegenstemmen des weißen Turms schafft aber noch ein Bollwerk, das sich nicht mit gewöhnlichen Mitteln wegräumen läßt.

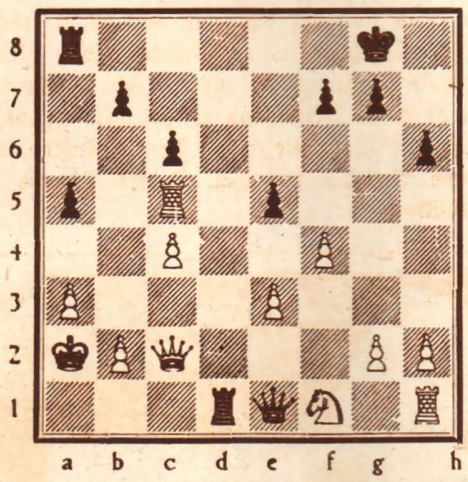
22. Td1—d5, c7—c6!!

Dieses prächtig-kühne, aber doch nicht zu verwegene Springeropfer ist die einzige Möglichkeit, die Angriffsspannung fest zu halten; bei allen andern Fortsetzungen kommt Weiß rasch zu dem ausgleichenden Manöver Sf1—g3 und Th1—d1. Weiß darf übrigens nicht sofort zugreifen, denn nach 22. T : c5, Dé7! wäre die Qualität dahin, da 23. b2—b4 wegen a5 : b4 24. a3 : b4, b7—b6! 25. T : c6 ?, D : b4+ usw. nicht anginge.

23. f3—f4, Dg5—h4!

Ein feiner Zwischenzug, der entweder, wie in der Partie, das Eindringen von Dame und Turm in der ersten Reihe, oder die Verstellung des wichtigen Springerfeldes 24. g2—g3 erzwingt, mit der Folge 24. .., Dh4—é7 25. T : é5, Dd6! (droht u. a. a5—a4 und Sb3, oder auch g7—g6 und Sd3) 26. Sd2 (Am besten; droht Sé4), Sd3, 27. Sé4 (oder 27. Té4, c6—c5, drohend Sf2 oder f7—f5 usw.), Dg6 28. f4—f5, Dg4 29. Té7 (Nicht Sf2 wegen Df3!), Df3 30. Td1 Kf8! mit Qualitätsgewinn.

24. Td5 : c5, Dh4—é1+ 25. Kb1—a2, Td8—d1



Auf diese sehr inhaltsreiche Stellung, die wir den Freunden kombinatorischer Feinkost zum Studium empfehlen, hatte sich Johner bei seinem Springeropfer verlassen — mit Recht, denn wenn sie auch (Irrtum in den nachstehenden Erläuterungen vorbehalten!) für Schwarz nicht zu gewinnen ist, so stellt sie Weiß doch vor ein verwirrendes Problem, und Schwarz hat es, sobald der Gegner die richtige Verteidigung findet, in der Hand, das Unentschieden zu erzwingen. Es droht Td1—a1+, Ka2—b3, a5—a4 matt; die Antwort 26. Dc2—c3? versagt wegen Td1—a1+ 27. Ka2—b3, Dé1—d1+ 28. Dc3—c2, a5—a4+ 29. Kb3—c3, Ta1—c1 usw.; ebenso fällt 26. b2—b4? ausser Betracht wegen a5 : b4 usw. Die richtige Verteidigung ist **26. b2—b3!** Auf 26. .., Td1—c1 27. Dc2—b2, a5—a4 verteidigt sich Weiß genügend mit 28. b3 : a4! Auch das sofortige **26. .., a5—a4**, ein auf den ersten Blick wirklich sehr vielversprechender Versuch, dringt, wie die folgende Analyse zeigen soll, nicht durch, da der Befreiungszug Sf1—g3 von Weiß immer gerade noch rechtzeitig eingeschaltet werden kann. Weiß muß (nach **26. b2—b3, a5—a4**) mit **27. b3 : a4!** fortsetzen (nicht 27. b3—b4?, Tc1! 28. Db2, Dd1! 29. Sg3, Ta1+! 30. D : a1, Db3 matt!); falls dann 27. .., **T : a4**, so nicht 28. D : a4? (wegen Dé2+ 29. Kb3, Td3+ 30. Kb4, Dé1+ und Matt im nächsten Zug), auch nicht 28. Sf1—g3? (wegen Dé1—b4! 29. Db2, T : a3+! 30. D : a3, Db4—b1 matt!), wohl aber **28. T : é5!** (droht matt), z. B. **Kg8—f8** (Wohl am besten; falls g7—g6, so 29. Té8+, Kh7 30. Db2! usw.; falls 28. .., f7—f6, so 29. Té8+, Kf7 30. Tb8! usw.) **29. Ka2—b2!** (Auch 29. Db2 geht, doch kann dann Schwarz mit Td3 und Dé1—c3 usw. sofort das Unentschieden durch Dauerschach sicherstellen), **Ta4—a6 30. Sf1—g3!, Ta6—b6+ 31. Té5—b5! usw.** — In all diesen Varianten blitzt und wetterleuchtet es von schönen Opfer- und Mattmöglichkeiten, aber die obigen Feststellungen scheinen doch zu beweisen, daß das nach 26. b2—b3, a5—a4 aufziehende Angriffsgewitter nicht ganz so gefährlich ist, wie es aussieht, und daß sich Schwarz nach 26. b2—b3 wohl mit der folgenden zwangsläufigen Remisvariante begnügen muß: 26. .., Ta8—d8! (droht Td1—a1+ und Td8—d1 usw.) 27. Ka2—b2!, Td8—d3! (nicht Td1—a1 wegen Sf1—g3!) 28. Sf1—g3, Td1—b1+!! 29. Kb2—a2! (nicht Dc2 : b1 wegen Dé1—c3+ und Matt in zwei Zügen!), Tb1—a1+ 30. Ka2—b2, Ta1—b1+ mit Dauerschach.

26. Dc2 : d1?

Angesichts des eben geschilderten kombinatorischen Wirrwarrs verzweifelnd, wirft der Führer der Weißen, der sich bis dahin zähe gewehrt hat, die Flinte ins Korn. Das Damenopfer verschafft ihm keinerlei ernsthafte Rettungsmöglichkeiten; Schwarz hat, um seinen Sieg klarzustellen, im weiteren Verlauf nur noch ein paar harmlose taktische Ausreden zu widerlegen.

26. .., Dé1 : d1 27. Sf1—g3, Dd1—c2 28. Tc5 : é5, a5—a4 29. Té5—é7, Dc2—b3+ 30. Ka2—a1, Ta8—d8 31. Sg3—é4, Kg8—f8! 32. Té7—é5

Nicht Té7—c7 wegen Db3—b6.

32. .., Db3 : é3 33. Sé4—c5

Falls 33. g2—g3, so f7—f6 34. Té5—é6, f6—f5! 35. Sé4—g5, Dé3—f2! 36. Sg5—h3 (was sonst?), Df2—g2 usw.

33. .., Dé3 : f4 34. Th1—é1, g7—g6!

Nicht D : c4? oder D : h2?, da Weiß sonst mit 35. Té8+, T : é8 36. Sd7+, Kg8 37. T : é8+, Kh7 38. Sf8+, Kg8 39. Sd7+, Kh7 40. Sf8+ usw. Dauerschach erzwingt.

35. Té5—é4, Df4—f5 36. Té4—é5

Weiß versucht so lange als möglich Td8—d2 zu verhindern.

36. .., Df5—c2 37. Té1—b1

Nach S : b7?, Td1+ usw. ginge der Springer verloren. Auch nach dem Textzug wäre Td8—d1 am stärksten, denn nach 38. T : d1, D : d1+ 39. Ka2, Dd4! könnte Weiß Kf8—g7 (Vorbereitung zu D : é5, was zunächst wegen der Antwort Sc5—d7+ ein Fehler wäre) und Verlust einer Figur nicht verhindern; aber auch das von Johner gewählte Verfahren ist natürlich gut genug.

37. .., b7—b6 38. Sc5—é4

Falls Sc5—b7, so Td8—d7.

38. .., Td8—d1 39. Sé4—c3

Wieder erzwungen; falls 39. T : d1, so D : d1+ 40. Ka2, Dd4 41. Sf6, D : c4+! (nicht D : é5 wegen Sd7+) 42. Ka1, Df1+ und D : f6 usw.

39. .., Td1 : b1+ 40. Sc3 : b1, Dc2 : g2

Weiß gab auf; auch sein h-Bauer fällt, und dann läuft die schwarze Freibauernwalze von selbst.

Eine dank H. Johners kühner und schöner Angriffsführung ungewöhnlich spannende Partie.

Eine halbe Stunde am Abend...

In zahlreichen Briefen wird Elizabeth Bock gebeten, einen Plan für die täglich notwendige Pflege der Schönheit aufzustellen. „Aber nicht mehr als 5 Minuten, ich habe keine Zeit" heißt es gewöhnlich! Sie müssen wenigstens 20 Minuten Zeit haben! Vor allem teilen Sie ihre kostbare Zeit richtig ein. Am ersten Tage haben Sie Geduld. Am folgenden wird es schon schneller gehen. Nach einer Woche sind Sie so eingearbeitet, daß Ihnen diese Tätigkeit Freude macht, besonders wenn Sie die Resultate sehen! Glauben Sie nicht, daß Gepflegtheit zeit- und mühelos errungen wird. Ist es nicht schön, bis an's Ende seiner Tage schön zu bleiben? Denn jedes Alter hat seine Schönheit — so wie auch jede Tagesstunde, dank der natürlichen Elizabeth Bock-Methoden, ihre eigene Schönheit haben soll.

Über alle diese Fragen erhalten Sie kostenfrei briefliche Auskunft, wenn Sie nicht persönlich in einem Elizabeth Bock Salon vorsprechen können.

Zur **täglichen Hautpflege** sind folgende vier Grundpräparate notwendig:

Reinigungs - Creme entfernt alle Unreinheiten u. Spuren von Schminken, öffnet die Poren für die notwendige Ernährung der Haut - **Lotion Divina** vollendet die Reinigung, strafft die Haut und regt die Porentätigkeit an. Alsdann ist die Haut für die Ernährung mit **Pasta Divina** bereit, die faltenverhütend wirkt — zuletzt folgt **Lotion Astringent**, die die Haut verfeinert, Muskelschlaffheit beseitigt, Poren schliesst und die Gewebe fest, frisch und durchscheinend macht.

ie erhalten alle Elizabeth Bock-Erzeugnisse in den bessern Fachgeschäften

Elizabeth Bock

London W. I., 30 Old Bond Street
Aarau, Casinostraße 25, Telephon 722
Salons in Zürich, Bahnhofstraße 83 (Frau Kasser), in Basel, Wilder Mann.
WIEN - BERLIN - PRAG - AMSTERDAM

Silbenrätsel.

aar — an — be — bül — chi — dan — del — del — e — e — e — fin — gel — gu — horn — i — in — kir — le — le — man — na — näh — ne — ne — ne — ne — nich — no — o — ob — on — on — punk — re — ri — ro — sche — ser — ster — sti — su — tan — te — ter — ti — tie — to — um — va — ve — wa. Aus obigen Silben sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und 3. Buchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben. (ch ist 1 Buchstabe.)

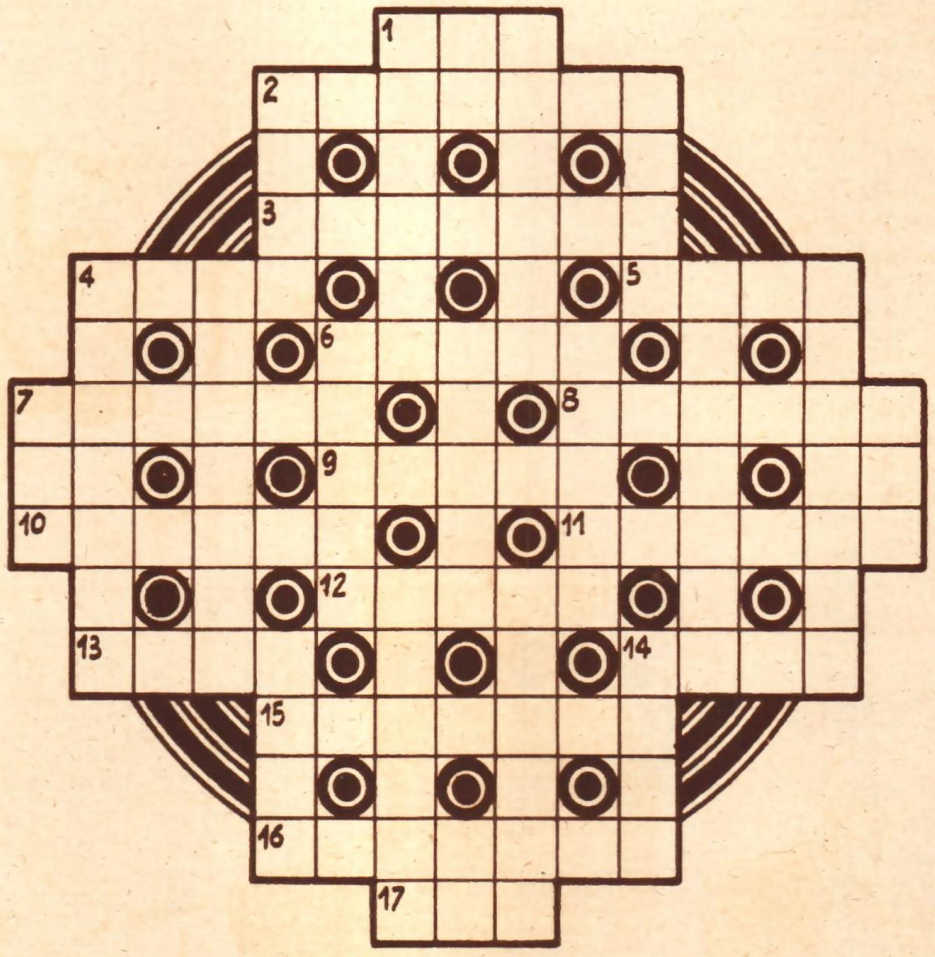
_____ 1. Vorhalle
_____ 2. Sternwarte
_____ 3. Edelgas
_____ 4. Obstfrucht
_____ 5. Eidechsenart
_____ 6. Frauenname
_____ 7. Satzzeichensetzung
_____ 8. Verwandte
_____ 9. Flachland
_____ 10. Schneidergerät
_____ 11. Berg im Berner O'land
_____ 12. Insektenfresser
_____ 13. Gebiet in Afrika
_____ 14. Handlesekunst
_____ 15. Nadelbaum
_____ 16. russischer Fluß

Verlobung auf Neujahr.

«Wie eins-zwei-drei ist jeder Mann,
Der dich, mein Lieb, nicht küssen kann!»
Sprach Kurt zu Lou am Neujahrstag,
Als sie im Eins zwei-drei ihm lag.

RÄTSEL ?

Magisches Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Bergtrift, 2. europäisches Königreich, 3. altsemitische Liebesgöttin, 4. männliche Gestalt aus dem Alten Testament, 5. ungarischer Männername, 6. Lotteriegewinn, 7. weiblicher Vorname, 8. Ueberwinder, 9. französisch: Mahlzeit, 10. Schutzherr, Schutzheiliger, 11. Einsiedler, 12. Stadt im Ruhrgebiet, 13. unehrlicher Mensch, 14. Vulkan in Italien (in der Landessprache), 15. Grundstoff, 16. Weltteil, 17. Farbe. Die entsprechenden senkrechten Wörter lauten gleich z. B.: 1 waagerecht = 7 senkrecht; 2 waagerecht = 4 senkrecht usw.

Zusammenstellrätsel.

Was oft dich quält auf dieser Welt,
ist eine kleine Zahl und ein endloses Feld.

Namensuche.

1. Folie — Pelikan — Reseda; 2. Gabel — Kolibri — Elite — Kohle; 3. Schale — Olive — Kanone — Areal; 4. Halbinsel — Hagebutte — Göteborg; 5. Jokohama — Hannover — China; 6. Bauer — Harpune — Palästina — Neger; 7. Nachen — Kataster — Police — Etui; 8. Auster — Aguti — Zahnpaste; 9. Theater — Kandare — Remise; 10. Haselmauß — Nomadenleben; 11. Charleroi — Pilot — Gavotte. Entnimmt man jedem der Wörter eine Silbe und fügt sie zu einem Mädchennamen zusammen, so ergeben die Anfangsbuchstaben der gefundenen Namen, nacheinander gelesen: 1. einen Schweizer Geographen und 2. einen Schweizer Helden. (ch = 1 Buchstabe.)

Lösungen aus Nr. 52.

Vom Reisen: Die Feder.

Magisches Quadrat:
1. Tasse, 2. Alais, 3. Saale, 4. Silen, 5. Eseus.

Silbenrätsel:
Einzusetzen sind: Zahl, Un, frei, Rein, I, Er, Dampf, El, Na, He, Eu, In, Tri. Zufriedenheit.

Neujahrs-Kreuzworträtsel:
Waagerecht: 1. Prag, 5. Mast, 8. Aula, 9. Olga, 10. Prost, 12. Ir, 13. Neu, 14. En, 15. Sire, 17. Labe, 19. Jahr, 21. Sand, 23. Ol, 24. Ego, 25. Er, 26. Agent, 28. Alge, 29. Darm, 30. Span, 31. Elba. Senkrecht: 1. Paris, 2. Ru, 3. Alp, 4. Garne, 5. Mosul, 6. Alt, 7. Tanne, 11. Oe, 12a. Rival, 14. Ebene, 16. Roh, 18. Ana, 19. Jonas, 20. Regen, 21. Sonde, 22. Drama, 26. Aga, 27. Tal. No. 10, 13 und 19, waagerecht lauten Prost Neujahr!

Die neue Schweizer Waschglocke aus Gummi

wäscht sauber, **spült** gründlich, **schont** Hände, Wäsche und Waschgerät, Glänzend begutachtet. Preis kompl. **Fr. 14.70** im Fachgeschäft oder direkt vom General-Vertreter

F. WITTWER · ZURICH 2
Stockerstraße 37 · Telephon 70.229

Falls nicht passend Geld zurück. (Wiederverkäufer verlangen Offerten)

Schnell und angenehm rasiert mit

Barbasol

KEIN EINSEIFEN!
nur die fein parfumierte Crême mit den Fingern auftragen und rasieren.
1/2 Tube . . . . . Fr. 1.80
1/1 Tube . . . . . Fr. 3.30
Topf . . . . . Fr. 4.80
Der Vertreter:
GEBR. QUIDORT A.G. SCHAFFHAUSEN

10000 Franken zu gewinnen?

Jawohl, in der

Lotterie *zu Gunsten des Schlosses* **Beromünster**

Total der Treffersumme . . . . . Fr. 125 000.- in bar
Haupttreffer . . . . . Fr. 10 000.- in bar
Weitere Treffer Fr. 2000.-, 1000.-, 500.-, 300.- etc. in bar

Lospreis Fr. 1.- Treffer sofort ersichtlich. *Auf je 10 Lose 1 Gratisgutschein.* Diskreter Versand per Nachnahme oder Einzahlung auf *Postcheck-Konto VII 6008.* Gefl. 20 Cts. Rückporto mitsenden (Einschreiben 40 Cts.) *Versuchen Sie Ihr Glück!*

Bewilligt vom Regierungsrat des Kantons Luzern. Losvertrieb bewilligt für die Kantone Aargau (Gemeinden Beinwil a. See, Menziken, Burg), Uri, Schwyz, Unterwalden

LOTTERIE-BUREAU LOUIS JUNG · BEROMÜNSTER

Kopfschmerzen

Zahnweh, Neuralgien, Rheumatismen, Menstruationsbeschwerden verschwinden rasch durch
CACHETS Dr. FAIVRE
In Schachteln zu 12 Stück Fr. 2.—. Einzelpackung 20 Cts.

GIBT SCHMUTZIGEN ZÄHNEN SCHNELLSTENS IHRE NATÜRLICHE WEISSE FARBE WIEDER

Bürsten Sie Ihre Zähne mit Kolynos. Sehen Sie wie schnell die hässlichen gelben Flecken verschwinden und Ihre Zähne die natürliche weisse Farbe wiedererlangen.

Kolynos zerstört die Mundbakterien, die hässliche und faule Zähne verursachen. Versuchen Sie Kolynos. Sie werden den Unterschied in Ihrem eigenen Spiegl sehen, und Ihre Freunde werden ihn bemerken wenn Sie lächeln.

DOETSCH, GRETHER & CO., AG. BASEL

KOLYNOS ZAHNPASTA

182H

Arosa	Hotel Isla Haus I. Ranges, ruhig, gediegen, modern. - Pension von 13.50 an.
Arosa	Valbella-Litzirüti Wintersport. Aller Komfort. Ia Qual., doch billig. Prosp. Tel. 453
Engelberg	Sporthotel Victoria u. Restaurant - Volle Pens. ab Fr. 9.50. Das beliebte Wintersport-Hotel.
Flims-Waldhaus	Hotel Segnes Das gemütliche, gepflegte Winterheim Pens. v. Fr 10. bis 14.—
Andermatt	Hotel Krone. Neuzeitlicher Komfort · Pension · Wintersport ab Fr. 12.-
Landquart	Hotel Landquart u. Bahnhofbuffet Ausgangspunkt nach Klosters, Davos-Parsenn.
Pontresina	Hotel Müller, das komfortable Familienhaus fl. Wasser · Lift. Pens. ab 11.-
St. Moritz	Hotel Pension Monopol, Rendez-vous der Sportgäste ab Fr. 13.—

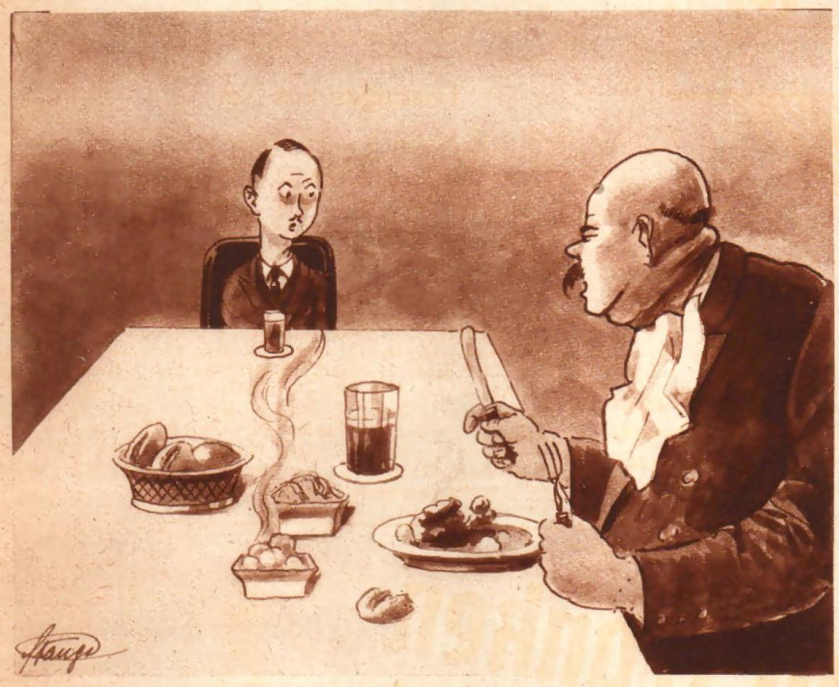
5 Minuten Humor

Die Hauptsache. «Hattest du nicht die Absicht, ans Mittelmeer zu reisen?» — «Das wohl, aber ich habe keine Mittel mehr, zu reisen.»

Kompliment. «Ich träume Tag und Nacht von Ihnen, Fräulein Amalie!» — «Ach — darum sehen Sie immer so verschlafen aus!»

Drei Knirpse haben von ihrer Mutter Geld für ein Pfund Mandarinen bekommen. Der Aelteste gibt nun seinen Brüderchen nur eine Mandarine und ißt die andern allein. «Sag, bekommen wir nur eine?» — «Ja, das ist doch genug, die andern schmecken genau so!»

Aus Rache. Assistent Miller trifft seinen Kollegen auf dem Korridor und verwickelt ihn sofort in ein Gespräch: «Haben Sie gehört, daß Meier sich verheiraten will, ein 64jähriger Mann mit einem 18jährigen jungen Ding?» — «Ja, und das tut er einzig und allein aus Rachsucht!» — «Aus Rachsucht! Wieso denn?» — «Er fühlt sich nämlich im Dienst zurückgesetzt, und nun will er dafür sorgen, daß der Staat eine ordentliche Witwenpension zu zahlen hat!»



«Herr, jeden Bissen gucken Sie mir bis in den Magen hinab, Sie ... Sie Mitesser!»
(Zeichnung von Erich Stange.)

Ein Mann stürzte wütend in die Redaktion einer Zeitung im Wilden Westen: «Sie haben heute früh meine Todesanzeige veröffentlicht, das muß sofort berichtigt werden!»
«Ja», erklärte der betreffende Angestellte, «wir nehmen grundsätzlich nichts zurück, aber wissen Sie was, wir werden Sie morgen unter den Geburtsanzeigen erscheinen lassen und Sie fangen einfach wieder von vorn an!»

Erkannt. Herr (tiefsinnig): «Wissen Sie, Fräulein Schnapper, je mehr ich Bücher lese, desto weniger weiß ich nachher.» — «Da müssen Sie schon sehr viel gelesen haben in Ihrem Leben.»

Unglück in der Liebe. «Diese Frau hat mich um mein Vermögen gebracht!» — «Und mich um meinen Verstand!» — «Dann bist du ja billiger weggekommen!»

Am andern Morgen. Erste Etage: «Haben Sie nicht gehört, daß ich gestern abend an die Decke geklopft habe?» — Zweite Etage: «Oh, das macht nichts — bei uns war auch ein solcher Betrieb, daß es uns gar nicht gestört hat!»

Versöhnung. «Sprichst du jetzt wieder mit deiner Frau?» — «Ja, ich höre ihr wieder zu . . !»

Grundsätze. «Willst du einen Cognac haben?» — «Nein, danke — erstens trinke ich keinen Cognac — zweitens habe ich gerade einen zu mir genommen — und drittens, na, wenn's sein muß, her damit!»

Die Zeit vergeht. «Die Mädchen von heute sind wirklich nicht das, was sie vor zehn Jahren waren!» — «Wie sollen sie auch? Die meisten von ihnen sind doch fünf Jahre älter!»

Wirksame Methode. «Ich habe gestern abend einen Reißnagel im Zimmer verloren!» — «Und hast du ihn wiedergefunden?» — «Natürlich! Ich habe mir Schuhe und Strümpfe ausgezogen und bin so lange im Zimmer hin und her gegangen, bis ich ihn hatte!»

«Wo haben Sie eigentlich den eleganten Spazierstock gekauft?»
«Der ist ein Geschenk von Franz Miller!»
«Wer ist denn das?»
«Ich weiß es nicht, aber der Name ist im goldenen Griff eingraviert.»

Gefängnisdirektor: «Es tut mir leid, wir haben Sie zehn Tage zu lange hier behalten!»
Gefangener: «Macht nichts! Sie können es mir das nächste Mal wieder abziehen.»

Die Rokoko-Dose

In dem vornehmen „Westminster-Club“ zu London war es noch still. Die Clubdiener standen in der großen Vorhalle und warteten auf die Gäste, die sich erst am vorgerückten Abend einstellten. Die weiten, prächtig ausgestatteten Räume des Clubhauses lagen einsam in dem Dämmerlicht weniger Lampen. Nur der alte Herzog von Aberdeen, der erst vor sechs Monaten die bildschöne, junge Witwe des Lord of Bradburry geheiratet hatte, war bereits als treuester Clubgast anwesend und las die «Times». Er führte auch jetzt, trotz seiner Ehe, sein geruhsames Junggesellenleben weiter und überließ es seiner jungen Gattin, sich am Abend allein in Theatern und Konzerten zu zerstreuen und zu unterhalten. Seine Ehe verlief in der strengen und konventionellen Form, wie sie in seinen Gesellschaftskreisen als angemessen und üblich angesehen war. Als im Lesesaal Schritte laut wurden, sah der Herzog unangenehm berührt auf, denn er wollte nicht in der Lektüre seiner Zeitung gestört werden, der er stets diese

Zum 450. Geburtstag des großen St.-Galler Bürgermeisters und Reformators, Joachim von Watt, genannt Vadian, geb. am 30. Dezember 1484, gest. am 6. April 1551.

(Nach einer Photoreproduktion von A. Krenn, Zürich)

Stunde am Tage widmete. Seine Miene heiterte sich aber auf, als er sah, daß der Ankömmling der Lord Stockton war, ein junger, angenehmer Sportsmann, der sich erst vor einigen Tagen auf dem Tennis-Turnier zu Wimbledon einige Siegeslorbeeren geholt hatte. Es war ihm immer angenehm, sich mit diesem Tennis-Champion zu unterhalten, da er selbst ein ebenso leidenschaftlicher wie unbegabter Freund des weißen Sports war.

„Nun, fleißig trainiert?“ fragte der Herzog so leutselig, wie es diesem mürrischen Mann möglich war, den Lord, während er ihm die Hand reichte.

„Bei dem Nebel. Nicht der Rede wert“, erwiderte der Lord und bot dem Herzog aus einer kostbaren, goldenen Rokoko-Dose eine Zigarette an.

Der Herzog bediente sich aber nicht, sondern sah wie gebannt, fast bestürzt, auf die Dose. Der Lord erhaschte diesen Blick, und sein Gesicht wurde ernst und hart.

„Darf ich Sie fragen, Mylord“, begann jetzt der Herzog mit heiserer Stimme, die er durch Hüsteln freizumachen suchte, „woher Sie diese Dose haben? Es ist nicht Neugier von mir“, setzte er mit einer Art von schamhaftem Lächeln fort, „das werden Sie mir wohl glauben. Ich habe ein ernstes Interesse daran.“

„Aber gewiß ..“, erwiderte freundlich der Lord. Plötzlich stutzte er, als er das lauernde Gesicht des Herzogs auf sich gerichtet sah, und fuhr fort: „Doch nein, ich möchte Ihre Frage lieber nicht beantworten.“

„So? Hm?“ machte der Herzog. Dann lehnte er sich nachdenklich in den Sessel zurück und schwieg. Aus dieser bequemen Haltung heraus begann er nach einer kurzen Pause wieder: „Dann muß ich Sie zu meinem Bedauern darauf aufmerksam machen, daß die Dose mir gehört. Es ist kein Zweifel. Sie ist altes Familiengut meines Hauses und trägt auf der unteren Seite des Deckels in sehr kleiner Ausführung das Wappen der Herzöge von Aberdeen. Ich bin überzeugt, daß diese Dose das Wappen hat, denn ich nehme nicht an, daß es ein Duplikat gibt. Hat sie das Wappen nicht, dann bitte ich Sie um Verzeihung, und ich betone, daß ich Ihnen bisher noch keinen Vorwurf gemacht habe. Ihre Ehrenhaftigkeit, Mylord, nun ... darüber ist jedes Wort überflüssig ...“

„Sehr verbunden“, lächelte der Lord ironisch.

„Tja, aber es gibt Dinge, die aufgeklärt werden müssen. Vielleicht haben Sie die Güte, gelegentlich einmal nachzuschauen, ob das Wappen vorhanden ist, von dem ich sprach, und das alle Stücke meiner Familiensammlung tragen. Es muß nicht bald sein. Sollte aber das Wappen vorhanden sein, dann — ja, dann müssen Sie sagen, woher Sie die Dose haben. Zu ihr haben nur zwei Personen Zutritt, meine Frau und ich. Meine Frau ist über jeden Verdacht erhaben, nicht wahr, nun und ich — ich habe sie Ihnen nicht gegeben. Es müssen also Diebe vorhanden sein, die ich feststellen möchte.“

Der Lord hörte diese Auseinandersetzungen mit gesenktem Kopf an, als ob er überlegte. Dann sah er schnell auf und sagte:

„Ich hasse Scherereien und Prozesse. Herr Herzog, ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Ich ersetze Ihnen den Wert der Dose, und Sie selbst sollen bestimmen, was ich zu zahlen habe.“

„Aber wo denken Sie hin, Mylord“, entgegnete der Herzog und warf sich abwehrend in den Sessel zurück. „Ihr Geld will ich doch nicht haben, ich will wissen, woher sie kommt. Erst aber sehen Sie nach dem Wappen.“

„Das hat keinen Zweck. Ich werde Ihnen auf keinen Fall sagen, woher sie stammt, ob sie nun das Wappen hat oder nicht.“

„Mylord, Sie zwingen mich zu einer grausamen Tat, die ich selbst schon jetzt hasse und bedaure. Aber es handelt sich für mich um etwas Ungewöhnliches, ja, Ungeheuerliches darf ich wohl sagen. Wenn mein Verdacht gerechtfertigt ist, dann wissen Sie am besten, was ich meine. Dann brauche ich es Ihnen auch nicht zu erklären. Ist er nicht berechtigt, nun, kein Mensch wird froher darüber sein als ich. Das dürfen Sie mir glauben. Ich muß aber Anzeige gegen Unbekannt wegen Diebstahls erstatten, und gegen Sie wegen Hehlerei, da Sie sich weigerten, Ihren Lieferanten, also den Dieb, anzugeben. Ich werde natürlich erst nachsehen, ob die Dose noch an Ort und Stelle ist.“ Der Lord erhob sich und verabschiedete sich durch eine kurze Verbeugung. Dann verließ er den Club.

* * *

Am nächsten Vormittag traf der Lord die Gemahlin des Herzogs auf dem Tennisplatz. Er begrüßte sie ehrerbietig. Dann sagte er zu ihr im Flüsterton:

„Frau Herzogin, ich habe gestern abend mit Ihrem Herrn Gemahl eine peinliche Szene erlebt. Ich bot ihm eine Zigarette aus der Dose an, die Sie so gütig waren, mir nach meinem Tennissiege als Andenken zu verehren. Da wurde der Herzog sehr seltsam und verlangte dringend zu wissen, woher ich diese Dose hätte. Da Frau Herzogin Ihrem Gemahl nichts erzählt haben, glaubte ich mich auch nicht berechtigt, darüber zu sprechen.“

„Sehr interessant. Deswegen also war er gestern abend so seltsam, als er aus dem Club kam. Er ging sofort in das Zimmer, wo die Sammlungen aufbewahrt sind. Und was hat mein Mann gesagt, als Sie sich weigerten, mich zu nennen?“

„Er hat mir mit einer Strafanzeige gedroht, da die Dose gestohlen sei und ich darum ein Hehler wäre.“

Die Herzogin schwieg. Entrüstung und kühle Entschlossenheit sprachen aus ihren Augen. Dann sagte sie: „Ich könnte es ihm natürlich sagen, daß ich Ihnen die Dose gegeben habe. Ich habe es vorher nicht getan, weil es so belanglos ist. Aber jetzt — nein — jetzt nicht — unter keinen Umständen. Er ist nicht nur ein eifersüchtiger Narr, er will mich auch bloßstellen. Er meint — das wissen Sie — gar nicht Sie mit der Klage, sondern mich. Er könnte mich doch fragen, ob ich Ihnen die Dose geschenkt habe — wenn er harmlos und vertrauensvoll wäre. Aber sofort kam in ihn der niederträchtige Verdacht, und die Rachsucht, ohne jeden Beweis. Ich danke Ihnen für Ihr ritterliches Schweigen. Es war nicht notwendig, aber das konnten Sie nicht wissen. Ich gebe es zu. Sie sind .. Sie wollten meine Ehre schonen, und mein Herr Gemahl will sie preisgeben. Ich hoffe noch, daß er sich besinnen wird, daß er sich noch vertrauensvoll an mich wenden wird. Vielleicht hat er nur im ersten Eifersuchtszorn gehandelt ... Jedenfalls danke ich Ihnen und bitte Sie, mich weiter zu unterrichten, denn ich muß jedes Wort kennen, da die geringste Einzelheit folgenschwere Bedeutung haben kann.“

* * *

Die Herzogin hatte den Charakter ihres Gatten falsch eingeschätzt, denn der Herzog erstattete Anzeige. Es war eine ungeheure gesellschaftliche Sensation, als bekannt wurde, daß der Lord von Stockton in eine Diebstahlaffäre verwickelt sei, die das Haus des Herzogs von Aberdeen betraf. Die Zeitungen sprachen von einem geheimnisvollen Skandal und ließen durchblicken, daß im Hintergrunde eine Liebesangelegenheit spiele, in der sich der Lord als Ritter ohne Furcht und Tadel benommen hätte. Kein Mensch glaubte natürlich, daß der Lord sich des Verbrechens der Hehlerei schuldig gemacht habe.

Der Herzog war in dieser Zeit seiner Gemahlin gegenüber von der steifen und kühlen Höflichkeit, die sein Wesen auszeichnete. Er sprach mit ihr kein Wort über den bevorstehenden Prozeß, denn offiziell hatte sie mit der Angelegenheit nichts zu tun. Er hielt sie als seine Gattin in Ehren, solange noch nichts gerichtlich festgestellt war. So hielt er es für richtig und angemessen. Er wollte dem Urteil des Richters nicht vorgreifen. Aber nach dem Urteilsspruch ..

Inzwischen traf die Herzogin täglich den Lord auf dem Tennisplatz. Ihrem Gatten gegenüber war sie höflich und zurückhaltend. Es war ein stiller Kampf und Haß, der unter den strengen Formen der Etikette tobte. Wenn der Herzog sie in seiner ironisch-spöttischen Form nach dem Grunde ihrer plötzlich erwachten Tennisleidenschaft fragte, lehnte sie mit kühlem Lächeln die allzu private Behandlung der Dinge ab. Dem Lord gegenüber aber machte sie ihrem Herzen Luft:

„Glauben Sie, der Mann hätte schon mit einem Wort zu mir gesprochen, was er mit Ihnen vor hat? Nein, dieser Mann hat kein Herz und kein Gefühl. Er ist wie Gletscherwasser. Brr. Es ist furchtbar.“

„Ich würde mein Leben darum geben, Frau Herzogin, wenn ich Ihnen diese Enttäuschung hätte ersparen können.“

Die Herzogin sah ihn unter ihren Tränen mit einem unbeschreiblich zärtlichen Blicke an: „Ihr Leben? Niedertrachten dürfen nicht so teuer bezahlt werden.“

Der Lord sah sie schüchtern von der Seite an, wandte seine Augen aber schnell weg, als er ihrem Blick begegnete. „Ich freue mich“, sagte er dann zögernd, „auf den Prozeß.

Im eleganten Nachmittagscomplet fertig zum Ausgang. (Phot. Meerson, Paris)

Seinen bösen Willen soll der Herzog nicht durchsetzen. Er wird nicht das geringste erfahren."

„Droht Ihnen eine schwere Strafe?"

„Was spielt das für eine Rolle? Tretmühle oder etwas Aehnliches. Ich bin kein Fachmann auf diesem Gebiete."

„Und Sie wollen das auf sich nehmen?" fragte zitternd die Herzogin.

„Ob ich will? Für Sie?" erwiderte der Lord leidenschaftlich.

„Und an mich denken Sie gar nicht?"

„An Sie? Wieso? Nur an Sie?" bemerkte erstaunt der Lord.

„Was soll ich so lange ohne Sie tun?" sagte schlicht und traurig die Herzogin.

„Ist es möglich? Ist ein solches Glück denn möglich?" Der Lord blieb stehen, faßte die Herzogin an beiden Händen und sah ihr mit trunkenen Blicken ins Gesicht.

Die Herzogin nickte mehrere Male langsam und zärtlich mit dem Kopf, ohne zu antworten.

„Jetzt fürchte ich weder den Teufel noch die Gerichte. Nie hätte ich das im Traume zu hoffen gewagt. Sie müssen wissen, Gloria, — ja, ich weiß, wie Sie mit dem Vornamen heißen — ich habe Sie von dem ersten Augenblick an geliebt, als ich Sie gesehen habe. Ihre Dose war mir teuer, weil sie von Ihnen kam, und doch habe ich sie verflucht, weil sie nur meinem Tennissiege galt, nicht mir."

„Ich habe dich doch erst jetzt richtig kennengelernt. Siehst du, man soll nie klagen. Der Herzog hatte offenbar vom Schicksal die Aufgabe, uns zueinander zu führen. Seine unberechtigte Eifersucht soll jetzt berechtigt werden."

„Wundervoll, die Eifersucht. Gott, wie seltsam. Wenn ich meine Strafe abgesessen haben werde, dann werden wir uns nie mehr trennen. Willst du mir das versprechen?"

„Welche Strafe? Nun, wir werden ja sehen."

* * *

Der Prozeß war ein großes Ereignis. Die Richter glaubten nicht an die Schuld des Lords. Aber die Formaljustiz zwang sie, nach den Paragraphen zu urteilen, und die waren gegen ihn. Der Lord hätte nur ein Wort zu sprechen brauchen. Die Richter zogen sich zur Beratung zurück, da gab es eine gewaltige Sensation. Die Herzogin selbst erschien, sie, die die Hauptperson war, ohne daß ihr Name auch nur genannt worden wäre. Alle Welt aber wußte, daß es um die Ehre der Herzogin ging. Darum war ihr Erscheinen von der ungeheuren Wirkung einer Explosion, eines reinigenden Gewitters. Die Richter kehrten auf die Nachricht hin, daß die Herzogin aussagen wollte, noch einmal aus dem Beratungszimmer zurück. Die Verhandlung, die schon geschlossen worden war, wurde noch einmal aufgenommen.

Die Herzogin erklärte sich bereit, ihre Aussage zu machen. Der Herzog war schnell durch seinen Anwalt herbeigerufen worden, als die Tatsache bekannt wurde, daß seine Gemahlin vor Gericht erschienen sei. Er kam in demselben Augenblick, als die Herzogin ihre Aussage begann, der der Lord mit Entzücken und Entsetzen zugleich lauschte. Die Herzogin erklärte:

„Ich bin gekommen, um ein Justizverbrechen zu verhüten. Sie wissen alle, daß der Lord die Dose nicht gestohlen hat, und daß er nicht der Hehler war. Die Dose habe ich ihm geschenkt, und Gott ist mein Zeuge, daß es nur eine Anerkennung seines Sieges war. Was der Herzog von Aberdeen vermutete und die ganze Welt glaubte, war nicht wahr. Der Lord war mir fremd, aber er war ritterlich genug, zu schweigen, da ich meinem Gatten von dem Geschenk nichts erzählt hatte. Ich hatte es vergessen, denn es war unwichtig. Der Herzog aber hat mich nicht nur sofort in seinem Herzen des schimpflichen Ehebruchs bezichtigt, sondern er hat auch sofort den verwerflichen Plan gefaßt, mich vor der Welt bloßzustellen, denn wozu diente sonst der Prozeß? An der Dose lag ihm nichts. So kam die seltsame Tatsache zu Tage, daß der Mann, dem meine Ehre hätte heilig sein sollen, sie verraten wollte, ohne mich auch nur mit einem Wort zu fragen, ob ich eine Schuld habe, während der fremde Mann ins Gefängnis gehen wollte, um meine Ehre zu schützen. Meine Herren Richter, Sie sehen, wer in Wirklichkeit mit mir so innig verbunden ist, wie es sich für Ehegatten ziemt. Ich muß daraus die Folgerungen ziehen. Der Herzog ist nicht mein Gatte. Ich werde mich von ihm wegen seelischer Mißhandlung scheiden lassen, um dann den wahren Gatten zu bekommen."

Der Lord wurde freigesprochen. Der Herzog hatte schon vorher den Gerichtssaal verlassen. Das Volk und die Presse jubelten über den Ausgang des Prozesses, der so völlig unerwartet war.

Du sollst und mußt!

Von Hans Siemens

Am Silvesterabend bummeln gehen, ist gut, Nicht bummeln gehen, ist besser. Ich will diesmal nicht bummeln gehen. Alle Einladungen sind schon abgesagt. Aber zu Abend möcht' ich essen. Ich bin immer noch Junggeselle und möchte am Silvesterabend still und friedlich irgendwo zu Abend essen. Dies nun, am Silvesterabend still und friedlich irgendwo zu Abend zu essen, dieses ist, würde Thomas Mann sagen, platterdings unmöglich.

Die großen Restaurants, die feinen Restaurants, die ganz feinen und die ganz einfachen Restaurants, die bürgerlichen Bierhäuser, die Cafés — sie alle haben und die letzte kleine Kutscherkneipe hat Silvesterbetrieb. Musik, Guirlanden, Papiermützen, Geschenke und Ueberraschungen. Ich möchte keine Geschenke. Und um Gottes willen keine Ueberraschungen. Ich möchte still und friedlich meine Suppe essen. Das ist glatt unmöglich.

Der Portier setzt mir eine Papiermütze auf den Kopf und drückt mir eine rote Nase in die Hand. Mit einer Papiermütze auf dem Kopf und einer roten Nase im Gesicht muß ich meine Suppe essen. Und als ich beim Beefsteak bin, legt mir der Ober eine Kindertrompete auf den Tisch. — Auf Wiedersehen!

Um zehn Uhr abends stehe ich einsam in meiner einsamen Junggesellenwohnung — eine Papiermütze auf dem Kopf, eine rote Nase im Gesicht, eine Kindertrompete in der Hand. Du sollst und mußt Silvester feiern!

Tut, tut! Prosit Neujahr!

Das Mädchen, das nicht heiraten wollte

Eine Geschichte, wie sie nicht alle Tage vorkommt

Diese Geschichte der jungen, hübschen, entzückenden Mary Hartiene, der Tochter eines wohlhabenden belgischen Kaufmanns, ist die Geschichte eines jungen Mädchens unserer Zeit, das einmal etwas von der Emanzipation der Frauen hörte, und das nun beschloß, sich selbständig zu machen, um den Männern zu beweisen, daß man sie nicht braucht und daß die Frauen auch ohne sie fertig werden. Es ist eine romantische Geschichte voller Abenteuer, die glücklicherweise vor einiger Zeit mit einem Happy-end beschlossen wurde.

Ricardo Visconti, der Mary durch halb Europa nachreiste, bis er sie endlich in Sofia erwischte.

Mary, die Vielumworbene

François Hartiene, der Vater Marys, war schon vor geraumer Zeit aus seiner belgischen Heimat ausgewandert und hatte sich in Marseille niedergelassen. Er handelte mit den Produkten der Levante, mit Oliven und Orangen, und Marseille war für ihn ein günstiger Handelsplatz. Mary, seine einzige Tochter, wuchs wohlbehütet und gut erzogen im elterlichen Hause auf, und es kam, wie es kommen mußte: als Mary das heiratsfähige Alter erreicht hatte, stellten sich selbstverständlich die Bewerber um ihre Hand ein. Erstens war sie wirklich ein bildschönes Mädchen und zweitens auch eine ausgezeichnete Partie, und die gesamte Haute Volée der südfranzösischen Hafenstadt lag ihr zu Füßen. Man munkelte und tuschelte, und die Fama behauptete bald eine Bombenverlobung; jedoch nichts dergleichen geschah. Mary erklärte, daß sie keinen ihrer Bewerber leiden möge, und daß sie außerdem gar nicht heiraten wolle, sondern ihr Leben allein und für sich genießen wolle, ohne den ewigen Ballast eines Ehegatten. Es sei denn, daß einer käme, in den sie sich wirklich verliebte, dann, ja dann wäre das natürlich etwas anderes.

Der Mann, der Eindruck machte

Die Eltern waren naturgemäß entsetzt über Marys Ansichten, aber was wollten sie tun? Und wie es auf dem Theater heißt: Tableau! Plötzlich erschien der Richtige. Signor Ricardo Visconti war ein armer italienischer Student, der seine Ferien in Marseille verbrachte, um sich dort in der französischen Sprache zu vervollkommnen. Mary sah ihn in einer Gemäldegalerie und verliebte sich sofort in ihn. Auch er faßte eine tiefe Zuneigung zu ihr, und schließlich erklärte Mary ihren erstaunten Eltern, daß sie Ricardo oder keinen heiraten wolle. Die Eltern waren nicht einverstanden. Wer war der junge Mann? Wo kam er her? Wer war seine Familie? Alles Fragen, deren Beantwortung Marys Vater viel Kopfzerbrechen machte. Er war Student, das war bekannt. Seine Studien verdiente er sich durch Uebersetzungen, außerdem sorgte ein Stipendium für seinen Lebensunterhalt, denn seine Eltern waren bettelarm, ja, seines Vaters Bruder, sein Onkel also, hatte sogar im Gefängnis gesessen. Herr Hartiene erklärte eine Heirat für ausgeschlossen und verbot dem jungen Mann sein Haus und das Zusammentreffen mit seiner Tochter.

Mary verschwindet

Ricardo Visconti kümmerte sich zuerst nicht darum. Aber schließlich gingen seine kärglichen Mittel zu Ende, und da er seines Stipendiums nicht verlustig gehen wollte, mußte er wohl oder übel in seine italienische Universitätsstadt zurückkehren. Mary blieb allein in Marseille zurück. Aber lange hielt sie es nicht aus. Die Liebe zu ihrem Ricardo saß viel zu tief ... kurzerhand verschwand sie bei Nacht und Nebel, um zu dem Geliebten zu fahren. In Ravenna, wohin sie sich zuerst begab, kannte niemand einen Studenten Visconti. Auch nicht in Bologna und in Mailand. Verzweifelt versuchte Mary weitere Nachforschungen, aber alles war umsonst. Statt nun reumütig nach Marseille zurückzukehren, trotzte Mary. Alle Schuld, daß sie ihren Geliebten nicht fand, schob sie ihren hartherzigen Eltern in die Schuhe. Nun gut, die sollten jetzt einmal sehen, was sie angerichtet hatten. Sie fuhr aus Mailand fort, mit unbekanntem Ziel.

Inzwischen hatte Visconti lange keine Post von seiner Braut bekommen. Er wohnte in Padua, wohin er von Ravenna aus gegangen war, und als das Schweigen Marys immer länger und unverständlicher wurde, setzte er sich eines Tages einfach auf die Bahn und fuhr nach Marseille. Hier erfuhr er das Verschwinden Marys. Kurzerhand setzte er sich trotz aller Feindschaft mit dem Herrn Papa Marys in Verbindung und erklärte dem gebrochenen Mann, daß er seine Tochter suchen und finden werde. Als man ihm Geld bot für seine Suche, wies er es zurück, er knüpfte jedoch die Bedingung an das Wiederbringen der Verlorenen, daß die Eltern ihre Einwilligung zur Hochzeit mit ihm gäben.

Quer durch Europa

Ricardo forschte nach der Verschwundenen. Die erste Spur führte nach Italien, über Ravenna nach Mailand, von Mailand ging sie nach Lugano, von Lugano nach Basel, von Basel über Zürich nach Wien. Hier stellte Ricardo fest, daß seiner Geliebten das Geld ausgegangen war und sie versucht hatte, eine Stellung als Dolmetscher zu erhalten. Jedenfalls war sie aus Wien verschwunden, als Ricardo ankam, und die Spur ging weiter nach Budapest und Belgrad. In Belgrad nun erhielt Ricardo einen wichtigen Fingerzeig. Durch Zufall blätterte er in einem Café in einer internationalen Artistenzeitung, als ihm plötzlich Marys Bild in einer Gruppe Tänzerinnen entgegenleuchtete. Binnen weniger Stunden hatte Ricardo festgestellt, daß es sich um eine Tanzgruppe handelte, die an ein bekanntes Cabaret in Sofia engagiert war, und am nächsten Tage das erste Mal auftreten sollte. Ricardo hatte Glück. Er erreichte noch zur rechten Zeit das fahrplanmäßige Flugzeug nach der bulgarischen Hauptstadt. Sein allerletztes Geld ging dabei drauf.

Es erübrigt sich wohl, zu sagen, was weiter geschah. Selbstverständlich telegraphierten die beiden nach der ersten Wiedersehensfreude sofort ihre Verlobungsanzeige nach Marseille, und Papa Hartiene blieb nichts weiter übrig, als seinen Segen zu geben. Das ist die Geschichte von dem Mädchen, das eigentlich nicht heiraten wollte, aber es dann mit echt weiblicher Inkonsequenz doch tat.

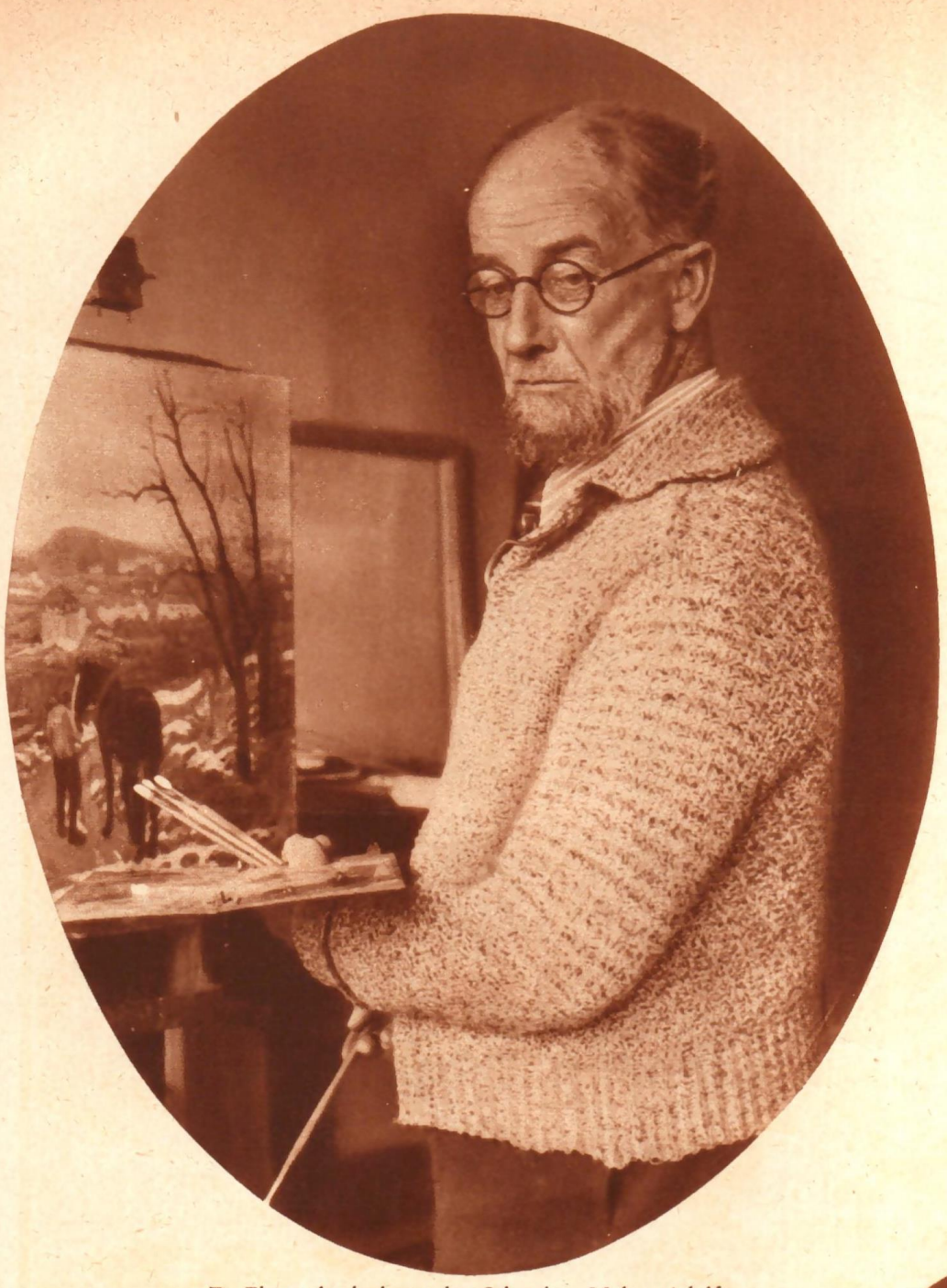
J. R.

Mary Hartiene (Mitte) bei ihrem einzigen und einmaligen Auftreten in einem Sofioter Cabaret, von wo sie ihr Vater wieder nach Hause holte.

Wie man's dem Skijünger heute bequem macht! Bolgen bei Davos ist ein Skiparadies für Anfänger. Dort wurde vergangenen Herbst eine Schleppseilbahn erstellt, an der sich der Fahrer mühelos den Hang emporziehen lassen kann, um dann die Freude der Abfahrt zu genießen. Die Ermüdung durch den Aufstieg fällt also weg. Und für die Ermüdung durch die vielen Stürze ist jeder Künstler selbst verantwortlich.

Bild links: Das erste fahrplanmäßige Schienenauto in der Schweiz. Die Elsaß-Lothringer-Bahnen haben an Stelle des täglich verkehrenden letzten Personenzuges Mülhausen-Basel ein Schienenauto in den Dienst gestellt. Es faßt 95 Personen und legt die 42 km lange Strecke inkl. Halte in 30 Minuten zurück. Das Auto wird von zwei Rohölmotoren von je 200 PS betrieben und leistet eine Maximalgeschwindigkeit von 100 km in der Stunde. (Prephot)

Der beliebte Kletterfelsen, das «Vreni», eine Stunde oberhalb Isenfluh, ist am 18. Dezember abends etwa um 5 Uhr dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen Die stolze Felszacke stürzte zusammen. Die noch stehen gebliebene Nadel weist ebenfalls Risse auf und dürfte auch nicht mehr lange halten. Das «Vreni» links vor, rechts nach dem Einsturz. (Photos W. Gabi, Wengen)



Zu Ehren des bedeutenden Schweizer Malers Adolf Thomann in Zollikon, bei Zürich, der vergangenes Jahr seinen 60. Geburtstag feiern konnte, veranstaltet das Zürcher Kunsthaus eine Gemäldeausstellung. Einige Hauptwerke des Künstlers befinden sich in Staatsbesitz. (Photopress, Zürich)

† Prof. Dr. Césare Roux, früher Leiter der Chirurgischen Klinik des waadtländischen Kantonsspitals in Lausanne und Professor an der dortigen Universität, der als Chirurg einen Weltruf besaß, starb im 78. Altersjahr an einem Herzschlag. (Phot. Meyer, Lausanne)

Musikdirektor
Max Friedemann
in Thun, der sich um die Förderung des Volksmusikwesens sehr verdient gemacht hat, feierte kürzlich seinen 75. Geburtstag in voller körperlicher und geistiger Frische.

Oberst Huber (Kloten)
wurde vom Bundesrat an Stelle des zum Waffenchef der Artillerie avancierten Obersten Marcuard zum Kommandanten der Befestigung St-Maurice ernannt. (Photopress)

† Oberst i. G. Wilhelm Stoll
in Interlaken starb im Alter von 59 Jahren. Er war mehrere Jahre Genieinstruktor und während des Krieges Stabschef am Hauenstein, hernach Inspektor des Gefangenenaustausches in Deutschland. (Phot. Nikles, Interlaken)

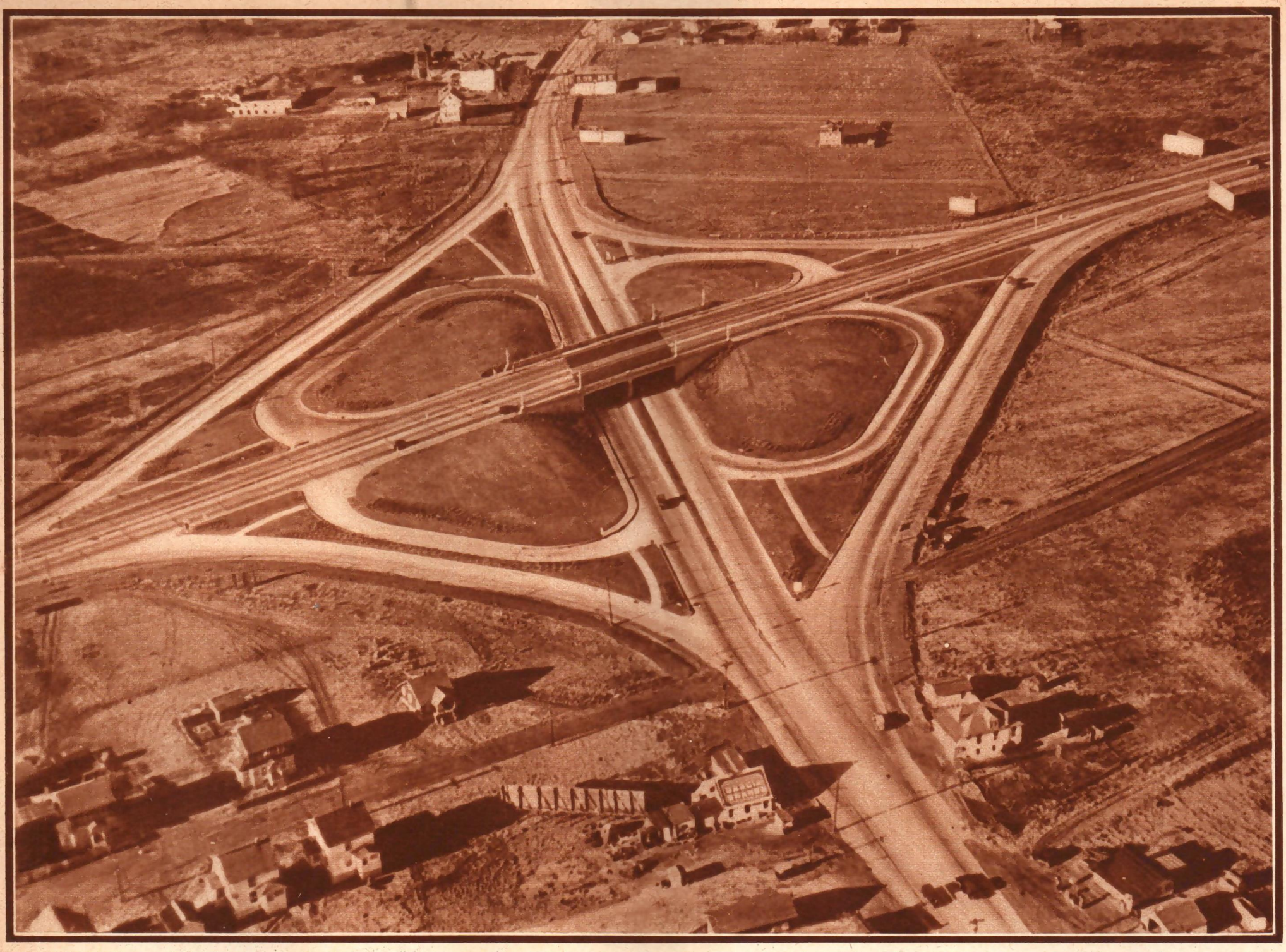
† O. R. Wagner,
Gründer und Verwaltungsratsdelegierter der «Hallwag» AG. in Bern, starb an einem Herzschlag im 59. Altersjahr. Er stand den vereinigten Unternehmungen der Hallerschen Buchdruckerei und Wagnerschen Verlagsanstalt während 22 Jahren vor. (Henn, Bern)

H. O. Spreng,
Professor an der Kunstgewerbeschule in Luzern, ist nach 33-jähriger erfolgreicher Tätigkeit von seinem Amt zurückgetreten.

Kammersänger Heinrich Schlusnus, wohl der bedeutendste Bariton der Gegenwart, ein Künstler von ausgesuchtester Gesangskultur, singt am 16. Januar in der Zürcher Tonnhalle in einem einmaligen Konzert. Seine Grammophonplatten gehören zum Schönsten, was auf diesem Gebiete geboten wird. (Phot. Gerspach)

Kunstmaler Fritz Widmann in Rüschlikon, bei Zürich, ein Sohn des Dichters J. V. Widmann, wurde vergangenes Jahr 65 Jahre alt, aus welchem Anlaß das Zürcher Kunsthaus eine umfassende Gemäldeausstellung durchführt. (Photopress)

*



Musterbeispiel einer vorbildlichen Autostraßenkreuzung. Das Hervorragendste auf dem Gebiete der Autostraßentechnik haben die Vereinigten Staaten durch die Schaffung vorbildlicher Straßenkreuzungen geleistet. Durch Ueber- und Unterführungen von Straßen wird der ungeheure Autoverkehr nicht im geringsten gehindert, und jede Gefahr eines Zusammenstoßes, wie sie sonst bei Kreuzungen besteht, ist ausgeschaltet. — Das Straßenkreuzungssystem bei der Stadt Woodbridge im Staate New Jersey. (A. P.-Photo)

Ein zweiter Stavisky. Der dänische Bankier Moeller hat den französischen Sparern im Laufe der letzten Jahre etwa 200 Millionen Franken aus der Tasche gelockt und vertan. Aehnlich wie Stavisky arbeitete er mit Bestechungsgeldern. Er wurde in Cannes verhaftet und nach Paris übergeführt. (Phot. Atlantic)

König Boris von Bulgarien eröffnet eine neue Universität. Im Beisein der Königin und des Diplomatischen Corps hielt der König die Eröffnungsansprache bei der Einweihung des neuen Universitätsgebäudes in Sofia (Phot. Times)

Die internationale Saarpolizei rückte ins Saarland ein

Bekanntlich hat die Saarkommission in Uebereinstimmung mit dem Völkerbund beschlossen, zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung während der Abstimmungszeit Truppen unbeteiligter Staaten im Saarland zu postieren. Es kamen hierfür englische, schwedische, holländische und italienische Truppenkontingente in Betracht. In den letzten Tagen vor Weihnachten sind sie im Saarland eingetroffen und auf die verschiedenen Gebiete verteilt worden. — Bild oben: Einmarsch des englischen Lancaster-Bataillons in Saarbrücken. Die Engländer stellen im ganzen 1500 Mann. Wie bekannt, hat der englische Generalmajor Brind das Oberkommando über die internationalen Polizeitruppen übernommen.

(Phot. Wilde World)

Holland und Schweden stellen je 250 Mann. Holländische Marinesoldaten installieren sich in der Kaserne in Saarbrücken.

(Phot. Rol)

Das ist Patriotismus. Bereits sind mehrere hundert abstimmungsberechtigte Saardeutsche aus Amerika im Saarland eingetroffen, um an der Abstimmung vom 13. Januar teilzunehmen. Sie wurden von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt.

(Phot. New York Times)

Die ersten Nachrichten italienischer Soldaten in die Heimat. Die Reise aus dem Süden ins Saarland war für sie natürlich ein Erlebnis. Italien stellt 1300 Mann.

(Phot. Rol)

REDAKTION: Dr. H Brack, Chefredaktor; P Wirth, E. Pargaetzi, Zofingen — Der Nachdruck der Bilder und Texte ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung seitens der Redaktion gestattet.
Abonnementspreise: Für die Schweiz jährlich Fr. 12.70, halbjährlich Fr. 6.70, vierteljährlich Fr. 3.65. Bei der Poststelle 30 Rp. mehr. Anzeigenpreise nach Tarif. Postscheckkonto VI/417.